

# Bettina Heintz und Claudia Honegger

## Zum Strukturwandel weiblicher Widerstandsformen im 19. Jahrhundert

### *Vorbemerkung*

Die Preisgabe des großen Strukturdurchblicks zugunsten kleiner Reisen ins Labyrinth von Alltag und Lebenswelt, die neuen sozialen Begegnungen und der unaufhaltsame Vormarsch der Frauen in die Schneehöhen der Wissenschaft haben auch in der Historiographie einen Perspektivenwechsel eingeleitet. Die Behandlung der Frauen als *majorité négligeable*, als von den Strudeln der Geschichte mitgeschwemmte ‚Gegenstände‘, ist einem akuten Interesse an ihrer historischen Präsenz gewichen. Über die schimärenhafte Gestalt eines bloßen Anhängsels schieben sich Bilder von produktiven Wesen und rebellischen Weibern, die ausgiebig gekeift und gekämpft, ihre Machtbereiche verteidigt und ihre Erdschwere lange Zeit bewahrt haben, aber auch von sanften Rebellinnen, die sich mit stiller Schläue neue Handlungsräume zu erschleichen wußten. Kurz, die Frau taucht vermehrt als handelndes Subjekt, als arbeitsames, widerspenstiges, listiges Geschöpf auf.

Diese schöne Entdeckung sollte allerdings nicht dazu verleiten, aus der Frau vorschnell ein autonom handlungsfähiges Subjekt zu machen – ein idealisches Postulat, dem bekanntlich Männer seit knapp zwei Jahrhunderten nur mit mäßigem Erfolg hinterherhecheln. Um also zu vermeiden, daß kühles Desinteresse oder warmherzige Opfertheorien einfach abgelöst werden durch die Überhöhung einer zweifelhaften Handlungstheorie in einen einzigen wilden Kampfmythos, der wenig mit der Einsicht in die Zwänge der Historie, aber viel mit Sehnsüchten nach Identifikationsfiguren zu tun hat, soll mit diesem Band versucht werden, die vielfältigen Bedingungen weiblicher Macht näher zu bestimmen, den verschlungenen Beziehungen zwischen objektiven Strukturen, kulturellen Deutungen, sozial verbindlichen Normen und Werten einerseits, weiblichen Handlungspotentialen, Mustern der Selbstwahrnehmung, konformem wie abweichendem Verhalten andererseits nachzugehen.

Dabei wird deutlich, daß handlungs- wie modernisierungstheoretische Verallgemeinerungen männlicher Provenienz (in Sachen Erkenntnis-

interesse wie ‚Untersuchungsobjekt‘) sich einer Geschichte der Frauen nicht einfach überstülpen lassen, sondern selbst dringend der Ergänzung bedürfen. Zwar hat sich die von Natalie Zemon Davis 1976 geäußerte Hoffnung<sup>1</sup>, daß die historische Frauenforschung mit dazu beitragen möge, daß in fünf Jahren niemand mehr vorbehaltlos von ‚Renaissance- oder Besitzindividualismus‘ sprechen werde, kaum erfüllt – schon gar nicht in Deutschland –, aber die Vermutung, daß sozialwissenschaftliche Globalstatements auch aus geschlechtsnegierenden Gründen nicht so richtig greifen, hat sich zur theoretischen Malaise verdichtet: ‚Neuzeitlicher Individuierungsschub‘, ‚Trennung von Erwerbs- und Familienleben‘, ‚Entlastung des Haushalts von produktiven Funktionen‘ haben einen neuen Beigeschmack von Schablonenhaftigkeit angenommen, dem sich Familienhistoriker oder Demographen nicht länger entziehen können.

Auch sozialhistorische Untersuchungen vorindustrieller Gesellschaften sind in neuartige Gefilde vorgestoßen und haben mit ihrem Interesse an einer umgedrehten Perspektive, oft ohne es zu wollen, quasi en passant, scharenweise Frauen zutage gefördert, ohne deren massive Beteiligung es die heutzutage so beliebten sozialen Protestaktionen, Bewegungen und Träume nicht gegeben hätte. Frauen scheinen in Europa an allen bedeutenden diskontinuierlichen Formen kollektiver Aktion teilgenommen zu haben, von Bauernunruhen, Steuerrevolten bis zu Maschinenstürmereien und Brotunruhen. Gerade die Food riots, die Ende des 17. Jahrhunderts die Steuerrevolten als häufigste Protestform der Unterschichten ablösten, sind oft hauptsächlich oder ausschließlich von Familienmüttern angeführt worden.<sup>2</sup> Man hat sich eine Weile darüber gewundert und beginnt erst seit kurzem, die Bedingungen solcher Aktionen zu ergründen, diese traditionellen weiblichen Widerstandsformen mit der Stellung der Frau in der Familienwirtschaft in Zusammenhang zu bringen.

Bisherige Versuche, den Wandel der Hauptformen kollektiver Aktion in Westeuropa seit der frühen Neuzeit zu erfassen<sup>3</sup>, werfen ein eigenartiges Licht auf die weibliche Beteiligung: So waren Frauen qua Geschlecht oft die expliziten Trägerinnen der *konkurrierenden* Formen in den Charivaris<sup>4</sup>, qua Stellung in der Familienwirtschaft die treibende Kraft der eher *reaktiven* Hunger- und Brotunruhen, während es um sie merkwürdig still zu werden scheint, sobald sozialer Protest im 19. Jahrhundert *proaktive* Züge zur Durchsetzung neuer Ansprüche annimmt. Zwar läßt sich, äußerst vereinfachend, auch die organisierte Frauenbewegung dieser letzten Stufe zurechnen, dauern Hunger- und Brotunruhen auch noch im 19. Jahrhundert an<sup>5</sup>, aber der Eindruck einer vehementen Präsenz von Frauen in Volkserhebungen im Ancien Régime und ihrer zunehmenden Absenz in sozialen

Bewegungen und Protestaktionen des 19. Jahrhunderts läßt sich dadurch nicht verwischen.

Die in diesem Buch enthaltenen Aufsätze versuchen, diesen Eindruck zu nuancieren und zu erklären. Im ersten Teil werden Voraussetzungen und Ausdrucksweisen traditionaler weiblicher Widerstandsaktionen, deren Kontinuität, Umformung und Zerfall im Verlauf des 19. Jahrhunderts thematisiert. Zugleich wird an zwei Beispielen, der Französischen Revolution<sup>6</sup> und der frühen englischen Arbeiterbewegung<sup>7</sup>, ein Mechanismus veranschaulicht, der auf neuartige Weise Frauen von sozialen Ereignissen und Bewegungen ausschloß. Zwar sind Frauen schon früher in Verkirchlichungs- resp. Formalisierungsphasen an den Rand von Bewegungen gedrängt worden, denen sie entscheidend zum Durchbruch verholfen hatten<sup>8</sup>, aber die ‚moderne‘ Verschränkung von gesellschaftlicher Klassen- und geschlechtlicher Kastenbildung scheint diese Tendenz wesentlich verstärkt, Frauen aus gemischten Gruppen überhaupt ausgeschlossen und so zur Bildung homosozialer Gegenöffentlichkeiten gezwungen zu haben.

Während Protestformen von Frauen aus den Unterschichten von der Geschichtswissenschaft vermehrt zur Kenntnis genommen werden, gelten ihr Frauen aus dem Bürgertum noch immer als nichthandelndes Zubehör. Die Studien im zweiten Teil dieses Bandes belegen jedoch, daß diese sich nicht ganz so widerstandslos in ihr modernes Schicksal fügten, wie gemeinhin angenommen wird. Veränderte Strukturbedingungen und neue Definitionen der Weiblichkeit verwehrten ihnen zwar den Zugang zu älteren Formen offener Widerständigkeit und kollektiver Aktion, doch sie entwickelten verborgene und individualistischere Strategien des Widerstandes, deren subversive Kraft nun nicht mehr einer Normverletzung, sondern eher einer Übererfüllung von Normen entstammt.

Nicht grundlos freilich fand die heimliche Rebellion bürgerlicher Frauen keine Beachtung. Solange sich die Widerstandsdiskussion vorwiegend am sozialen Protest orientiert und als Widerstandshandlungen nur kollektiv oder gar gewalttätig begangene Gesetzesbrüche gelten läßt<sup>9</sup>, muß ihr die individuelle, normkonforme Auflehnung bürgerlicher Frauen verborgen bleiben. Ein doppelnder Polizeiblick (anscheinend nicht unvereinbar mit einer auch unter hiesigen Zephyrforschern verbreiteten Heroisierung der Anderen Klassen, neuerdings auch Geschlechter) begrenzt zuweilen den Gesichtskreis und verleitet zu strukturblinden und geschlechtsspezifischen Verkürzungen.

Der historische Wandel weiblicher Widerstandsformen – von kollektivem Aufruhr zu getarnten, moralisierenden Strategien – läßt sich allerdings nur dann fassen, wenn der Widerstandsbegriff auf spontane, nicht unbedingt illegale Leistungsverweigerungen im Rahmen asym-

metrischer Herrschaftsbeziehungen ausgedehnt wird.<sup>10</sup> Widerstand beginnt da, wo alltägliche Rollenerwartungen nicht mehr erfüllt werden; das Etikett ‚sozial‘ verdient er bereits dann, wenn sich individuelle Widerstandsakte zu einem massierten Phänomen verdichten. Widerstand reicht von individuellen Leistungsverweigerungen über nonkonformes und abweichendes Verhalten bis hin zu kollektiv artikuliertem Protest. Doch in welcher Form sich Widerstand äußert, ob offen rebellisch oder still verweigernd, ist nicht allein durch die zugrunde liegenden Spannungen bestimmt. In ihrem Aufsatz „Hidden Protest: The Channeling of Female Innovation and Resistance“ unterscheiden Richard Cloward und Frances Fox Piven treffend vier Determinanten: die strukturellen Spannungen, die Handlungspotentiale, das kulturelle System und die subjektive Situationsdeutung.<sup>11</sup> Denn widerständiges Verhalten kann zwar asozial sein, es ist aber niemals un-sozial. Die Gestalt, die es annimmt, ist abhängig von den Handlungsressourcen, die Individuen oder Gruppen zur Verfügung stehen, und es ist ebenso wie konformes Verhalten in einem System kultureller Normen und Werte verankert, das seine jeweilige Ausdrucksform prägt.

Der soziale und kulturelle Kontext, in den angepaßtes wie widerständiges Verhalten von Frauen im 19. Jahrhundert eingebettet ist, soll in diesem einleitenden Aufsatz noch eingehender erläutert werden: von den Inszenierungen des Geschlechterverhältnisses unter den Bedingungen von Familienwirtschaft und fortschreitender Industrialisierung bis zu den Systematisierungen der Geschlechtsrollen im Bürgertum. Die daran anschließenden dreizehn Aufsätze veranschaulichen anhand von Detailuntersuchungen den Wandel weiblicher Handlungspotentiale und Widerstandsformen im 19. Jahrhundert. Sie machen zugleich deutlich, auf welche Quellen und methodischen Zugänge sich die neuere Frauenforschung stützt: auf statistische Daten bis hin zu Romanen und Briefen, von der Demographie bis zur Religionsgeschichte.

Die Brüche zwischen den einzelnen Aufsätzen verweisen auf Forschungslücken oder unsere Ignoranz, aber auch der Zufall dürfte bei der Auswahl eine Rolle gespielt haben. Bei näherem Zusehen zeigt freilich gerade dieser Zufall systematische Züge: so konzentrieren sich die Studien über traditionale Aktionsformen in und über Frankreich, verschlingen sich Industrialisierung, Puritanismus und neue Handlungsstrategien im Bürgertum des 19. Jahrhunderts zu einem Knäuel, das aufzulösen wiederum vor allem von einer angelsächsischen Frauenforschung versucht wird, während Deutschland eigentümlich brach liegt.

Wir werden diese Fäden nicht alle entwirren können, möchten aber

darauf hinweisen, daß wir die Protestantische Ethik häufiger gewittert haben, als vielleicht deutlich wird. Wir sind uns zudem der Verfälschungen und Verkürzungen bewußt, die Überlegungen über ‚die‘ Bäuerin, ‚die‘ Arbeitersfrau, ‚die‘ Bürgerin anhaften und die durch die Sprünge über Grenzen und Meere nicht eben gemildert werden.

### *1. Traditionale Aktionsformen und deren Zerfall*

Meist heimlich, indirekt und über informelle Kanäle ausgetragene Rivalitäten und Machtkämpfe zwischen den voneinander wechselseitig abhängigen Geschlechtern, eine soziale Anerkennung der produktiven Tätigkeiten der Frau, zudem ein hohes Maß weiblicher Beteiligung an kollektiven Protestaktionen scheinen charakteristisch zu sein für traditionale ländliche Gemeinschaften. Agrarische und (proto)industrielle Revolution, der Niedergang der Familienwirtschaft, Verstädterung und Proletarisierung haben mit bedeutenden geographischen und zeitlichen Verschiebungen diese Verhaltensmuster modifiziert oder zerstört.

Im Gegensatz zu älteren Untersuchungen, die sich vor allem auf das Elend der Fabrikarbeiterinnen konzentrierten, im Gegensatz auch zu neueren sozialgeschichtlichen Ansätzen<sup>12</sup>, welche die emanzipatorische Wirkung von industrieller Revolution und Urbanisierung auf die Frauen hervorgehoben haben, betonen Joan Scott und Louise A. Tilly in ihrer in diesen Sammelband aufgenommenen Studie über *Familienökonomie und Industrialisierung in Europa* eher die Kontinuität weiblicher und familialer Einstellungen im 19. Jahrhundert.<sup>13</sup> Im Anschluß an die Pionierarbeit von Ivy Pinchbeck<sup>14</sup> über die Auswirkungen der Industrialisierung auf die weiblichen Lebens- und Arbeitsbedingungen in England analysieren die Autorinnen in komparativer Absicht weibliche familienbezogene Anpassungsstrategien, wobei sich ihre Ausführungen zur Hauptsache auf die unverheirateten Frauen, die Töchter, beziehen. Solange es irgend möglich war, versuchten Familien, die neuen Gelegenheiten in Übereinstimmung mit der traditionellen Ansicht über die Selbstverständlichkeit kindlicher und weiblicher Beteiligung an der Familienwirtschaft zu nutzen. Dies war oft und in zunehmendem Maße nur durch hohe Anpassungsfähigkeit, Innovationsbereitschaft gegenüber technologischen Neuerungen, wachsende Mobilität und Selbstaussbeutung möglich – Merkmale eines Arbeitsverhaltens, die schließlich mit zur Erschütterung des ökonomischen Familienverbandes beitrugen, den aufrechtzuerhalten die Hauptintention war. Eine solche Deutung der familienbezogenen

Strategien weiblichen Handelns, in der Strukturzwänge unter der Hand zu Wünschen der Töchter geraten, hat freilich die Tendenz, objektive Bedingungen in einem familiären Romantizismus zu eskamotieren. Auch ist es fraglich, ob sowohl ländliche wie städtisch-proletarische Schichten so gänzlich abgeschottet von der allmählichen Verbreitung bürgerlicher Familien- und Frauenbilder betrachtet werden können.<sup>15</sup> Durch die agrarische Revolution ist auch die Bauernschaft stark in sich differenziert worden, und zumindest die reicheren Bauersfrauen und -töchter haben Teile des bürgerlichen Verhaltenskodex assimiliert.<sup>16</sup> Pfarrer Bitzios etwa beklagt um die Jahrhundertmitte, daß schweizerische Bauerstöchter ‚vornehme Zicken‘ ausgebildet hätten, vom Welschlandaufenthalt geprägt Gelüste nach Müßiggang, schöner Lektüre und seidenen Spitzen.<sup>17</sup>

Gleichwohl gibt es, zumindest für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, zahlreiche Hinweise auf die Resistenz traditionellen Verhaltens auch unter stark veränderten Umständen. So durchstreifen die *ménagères*, von denen Michelle Perrot<sup>18</sup> in ihrem Essay *Rebellische Weiber* berichtet, die Stadt Paris wie einst Feld und Wald und kämpfen unter zunehmend ungünstigeren Bedingungen um die Aufrechterhaltung alter Muster. Mit enormer Erfindungsgabe versuchen sie, ihrer angestammten ökonomischen Funktion als ‚Hausfrau‘ – ohne Haus, Garten oder sonstige primärwirtschaftliche Basis – gerecht zu werden, setzen wie früher in den bäuerlichen Widerstandsaktionen den rechtlosen und daher verantwortungsfreien Status ihres Geschlechts taktisch ein – nur bekämpfen und überlisten sie nun nicht länger Feudalherren, sondern preistreibende Händler, Mietwucherer oder deren Stellvertreter, die Polizei. Ihre Macht und Widerspenstigkeit beruhen noch immer auf der Kontrolle und Beschaffung familialer Ressourcen (von der Verwaltung des männlichen Lohns über billige Einkäufe bis zu einer wenn auch kärglichen Vorratshaltung) und auf informellen weiblichen Netzen der Solidarität und Meinungsbildung, die in verwandtschaftlichen, ethnischen oder nachbarschaftlichen Beziehungen und Traditionen gründen.

Freilich sollten auch hier Vorformen der Mythenbildung über ‚die‘ Frau aus ‚dem‘ Volk tunlichst vermieden oder als solche gekennzeichnet werden. Zu der Zeit, als Perrots kräftige Familienmütter die pariser Faubourgs, Märkte und Hinterhöfe unsicher machen oder gegen die Sanierung der Waschkähne auf der Seine protestieren, leben und arbeiten viele Frauen unter weniger idyllischen Bedingungen als Dienstmädchen oder Näherinnen. Und einige dieser Lohnarbeiterinnen streben nicht nur nach dem Luxusleben ihrer Herrinnen, sondern träumen von einer politischen, geistigen und erotischen Befreiung der Frau, von jener *femme libre*<sup>19</sup>, deren Konturen sich von

den verratenen Idealen der Französischen Revolution, nicht von den Residuen bäuerlicher Familienwirtschaft herleiten.

Olwen Huftons Aufsatz *Weiblicher Alltag. Die Schattenseite der Französischen Revolution*, zeigt, wie schmerzlich und widersprüchlich gerade die Erfahrung der Unterschichtsfrauen mit dieser Revolution gewesen sein muß. Durchaus dem alten Schema der weiblichen Rolle in traditionellen Widerstandsaktionen und in den Hungerunruhen des 18. Jahrhunderts folgend, haben sich Mütter, Töchter und Frauen der Sansculotten zunächst vehement und unter Einsetzung ihres Lebens an den revolutionären Ereignissen beteiligt. Während die *Clubs des femmes* ihrer bessersituierten Schwestern verboten wurden, dämpften nicht nur der Ausschluß von den sozialen Anlässen der Revolution, sondern auch Hunger und Elend, von denen sie und ihre kleinen Kinder am stärksten betroffen waren, ihre anfängliche Begeisterung. In ihre Leiber hatten sich bereits die Folgen von Krieg und Hungersnot, Amenorrhö und Totgeburten, eingeschrieben, als sich viele demoralisiert und reuevoll wieder den Predigten und Absolutionen zurückgekehrter Eidverweigerer zuwandten. Gerade die traditionelle Familienbezogenheit dieser Frauen, der sie ihre Stärke verdankten, dürfte dazu beigetragen haben, daß sie angesichts des physischen und ökonomischen Zerfalls ihrer Familien eine zuvor geschmähte und verhaßte katholische Kirche wiederbelebten, die zumindest in ritueller Beschwörung Würde und Fortbestand der Familie zu garantieren schien. Außer diesen Riten war ihnen wenig geblieben. Und auch der *Code civil* sollte mit der Restaurierung eines neuen Patriarchalismus auf keineswegs nur rituelle Weise in den Beschwörungschor einstimmen – und so auch ‚modernere‘ Frauen um ihre revolutionären Hoffnungen betrügen. Mirabeaus Diktum, daß es ohne Beteiligung und Einmischung der Frauen keine wahre Revolution gebe, verdient den einschränkenden Kommentar: „So denken die Männer, wenn Revolutionen beginnen, das bedeutet nicht, daß sie denen irgend etwas schuldig zu sein glauben, die ihnen geholfen haben.“<sup>20</sup>

Auch an der frühen Arbeiterbewegung haben Frauen am Anfang relativ gleichberechtigt, jedenfalls aber tatkräftig und öffentlich mitgewirkt. *Spurensicherung*, eine Fallstudie von Dorothy Thompson über die Beteiligung der Frauen am englischen Chartismus<sup>21</sup> zeigt, wie die Frau als aktive Mitstreiterin, die auf der Straße und in den Pubs Seite an Seite mit den Männern kämpft, debattiert und trinkt, allmählich abgelöst wird vom Idealbild der guten Arbeitersgattin und Mutter, die zu Hause bleibt, vom Lohn des Mannes lebt, ihn umsorgt und aufrichtet, nicht nur gottgefällige, sondern zudem klassenbewußte Kinder heranzieht – ein Idealbild, das selbst in England erst viel später und nur von einer Arbeiteraristokratie erreicht werden konnte. Aber

es brachte mit sich, daß viele Frauen die Arbeiterbewegung bald nur noch von Bällen und Weihnachtsfeiern oder aber von den Streikauswirkungen auf den Kochtopf her kannten. In England (und Amerika) haben die sich organisierenden Arbeiter früher und protestantisch gründlicher als andere das bürgerliche Frauenbild übernommen: Jedenfalls stehen nach 1850 Frauen nur mehr am Rande der englischen Arbeiterbewegung, und insbesondere die Gewerkschaften vertreten nicht ohne Pathos das proletarische Pendant zur bürgerlichen Heimidylle. Konnte schon im unteren Bürgertum der Häuslichkeitskult oft nur durch allerlei Schliche, von verschwiegenen Einsparungen an Speisezettel und Personal über grotesk-fiktive Inszenierungen von Repräsentation bis zu heimlicher Frauenlohnarbeit, gepflegt werden, so mußte er für die meisten Arbeiterfrauen schlicht irrealer Züge annehmen. Selbst im Bürgertum führte der Familienkult zu einer Kluft zwischen Idealität und Wirklichkeit, die Frauen häufig durch Fremd- und Selbsttäuschungsmanöver zu überbrücken suchten.

Einmal abgesehen von der sozialen Tabuisierung von Hausarbeit und Frauenlohnarbeit<sup>22</sup>, zeigt der Aufsatz von Peter Stearns<sup>23</sup> *Abstumpfung und Apathie. Arbeiterfrauen in Großbritannien*, daß anscheinend gerade die Ehefrauen besser verdienender englischer Arbeiter um die Wende zum 20. Jahrhundert eine ausgesprochen unglückliche Übergangsperiode durchlebt haben. Zwar sind seine Ergebnisse nur bedingt verallgemeinerungsfähig; aber seine Studie veranschaulicht dennoch exemplarisch den Endpunkt einer Entwicklung, in deren Verlauf Unterschichtsfrauen ihrer traditionellen Funktionen verlustig gehen, von den politischen Aktivitäten und Geselligkeiten (Vereinen, Gasthäusern, Arbeitersport usw.) ausgeschlossen werden, während sich ihre eigenen Solidaritätsnetze durch Mobilität und Isolierung allmählich auflösen. Ihre Reaktionen auf eine unerfüllbare Rollenvorgabe erschöpfen sich zusehends in Apathie, übersteigertem Schlafbedürfnis und Nachlässigkeit in der Haushaltsführung, während sie sich ausgiebig dem Wetten als dem einzigen Kitzel des Alltags widmen.

Wie fatal sich die Verknüpfung von Männlichkeitskult und bürgerlichem Frauenbild durch die Arbeiterbewegung mancherorts auf die Frauen der Arbeiterklasse (Verheiratete ohne formelle Beschäftigung, Heimarbeiterinnen, Erwerbstätige außer Haus wie Prostituierte) ausgewirkt hat, veranschaulicht der letzte Aufsatz im ersten Teil: *Klassenbewußtsein und bürgerliche Familienideologie*. Er beschließt damit den Überblick über den Wandel „Von der Widerspenstigkeit zur Abstumpfung“ – eine Entwicklung, von der viele Frauen aus nicht-bürgerlichen Schichten im Laufe des späten 19. Jahrhunderts betroffen waren. Elizabeth Jameson untersucht am Beispiel von Cripple Creek, einer Bergbaustadt im Westen Amerikas<sup>24</sup>, Grenzen der Ge-



werkschaftspolitik: Die Mixtur von männlich bestimmter Klassenzugehörigkeit und bürgerlicher Geschlechterphilosophie, die der Frau als universellem Gattungswesen nur einen geborgten Klassenstatus zuwies, führte zu entscheidenden Brüchen im Programm dieser Arbeiterschaft und verhinderte, daß Probleme weiblicher Arbeit realistisch wahrgenommen worden wären, daß der politische Lernprozeß auch die Frauen eingeschlossen hätte.

Die Reise durch ein Jahrhundert, zudem von Paris nach Cripple Creek, mag bedenklich erscheinen; sie ist als eine Horizonterweiterung gedacht, die zunächst Fragestellungen eher vorbereiten, nicht knapp und bündig beantworten sollte. Um vorschnellen Verallgemeinerungen, simplen Linearitäten und verkürzten Interdependenzen vorzubeugen, werden im folgenden die wichtigsten Veränderungen im Handlungsspielraum von Frauen in Abhängigkeit von den kulturell dominanten Inszenierungen des Geschlechterverhältnisses und deren sozioökonomischen Determinanten skizziert.

## *2. Inszenierungen des Geschlechterverhältnisses: Bedingungen und Folgen*

### *2.1 Familienwirtschaft*

Frauen haben unter den Bedingungen bäuerlicher Familienwirtschaft mehr Macht und Einfluß, als die öffentliche Zurschaustellung männlicher Dominanz und Herrschaft erwarten ließe. Grundlage ihrer Macht ist die zentrale Funktion der Frau in der Familienökonomie, die Eigenverantwortung für Haus, Vorratshaltung, Garten, häufig auch für Kleinvieh und/oder Milchwirtschaft.<sup>25</sup> Daneben finden sich vielfältige Formen informeller Macht und Einflußchancen: vom latenten Druck einer (mehr oder weniger segregierten) weiblichen Gegenöffentlichkeit bis zu direkten Pressionen auf kollektive Meinungen und Entscheidungen. Weibliche Macht in agrarischen Zusammenhängen beruht also auf Produktion und direkter Kontrolle lebensnotwendiger Ressourcen sowie auf einer indirekten Steuerung sozial relevanter Entscheidungen. Dagegen gerät die gesellschaftlich allein sichtbare und faktisch approbierte Vormacht der Männer eigentümlich ‚symbolisch‘. Das soziale Prestige der Männer scheint allerdings von den Frauen selten direkt in Frage gestellt zu werden. Susan Rogers hat die Form der kulturellen Inszenierungen des Geschlechterverhältnisses unter familienwirtschaftlichen Bedingungen als kollektives Ausagieren eines ‚Mythos‘ männlicher Vorherrschaft umschrieben:

„In agrarischen Gesellschaften wird ein nichthierarchisches Machtverhältnis zwischen den Kategorien des ‚Männlichen‘ und des ‚Weiblichen‘ durch das Ausagieren eines ‚Mythos‘ männlicher Vorherrschaft aufrecht erhalten. [...] Dieser ‚Mythos‘ [...] findet seinen Ausdruck in verschiedenen Formen der Ehrerbietung und Unterwerfung der Frauen gegenüber den Männern *in der Öffentlichkeit* sowie in der männlichen Monopolisierung der sozial angesehenen Positionen und Vollmachten.“<sup>26</sup>

Die Dominanz der Männer ist formal zementiert und trägt dennoch ‚mythische‘ Züge. Solange nämlich die gegenseitige Abhängigkeit der Geschlechter im Alltag faktisch gleich stark ist, kann ein ‚Macht-Prestige-Spiel‘ funktionieren, das – als Modell entworfen – auf fünf Komponenten beruht: 1. der Assoziation der Frau mit Hauswirtschaft; 2. der ökonomischen und gesellschaftlichen Bedeutung der Hauswirtschaft; 3. der wichtigen Funktion informeller Beziehungen im Alltag (diese drei Komponenten sichern den Frauen eine bestimmte Form von Macht zu); 4. der juristischen und formalen Vorrangstellung der Männer; 5. dem sozialen Ansehen ihrer außerhäuslichen Aktivitäten (diese beiden Komponenten sind die Grundlage einer bestimmten Art männlicher Vorherrschaft). Zusammenfassend lassen sich männliche und weibliche Macht in folgenden Dualen beschreiben: formell/informell, de jure/de facto; direkt/indirekt; offen/verdeckt; und manchmal auch natürlich/übernatürlich.

Diese modellartige Erklärungsskizze geschlechtsspezifischer Machtverteilung in der bäuerlichen Familienwirtschaft erlaubt zudem (wie weiter unten ausgeführt wird) eine Dimensionierung des Einflusses sozialen Wandels nach Maßgabe der einzelnen Komponenten: So scheint eine Funktionsminderung vor allem der letzten Komponente unter heimindustriellen Bedingungen dazu geführt zu haben, daß das Ausagieren des ‚Mythos‘ nachließ und die Macht der Frauen offener zutage trat, während dagegen fortschreitende Industrialisierung und Verstädterung mit beträchtlichen räumlichen und zeitlichen Unterschieden zu Veränderungen der Komponenten und ihres Zusammenspiels führten und die damit realer werdende männliche Vorherrschaft in städtischen Mittel- und Unterschichten mit erklären helfen. Diese objektiven Strukturveränderungen wirkten zwar alle tendenziell in einer Richtung, die aus dem ‚Mythos‘ eine ‚Realität‘ werden ließ, aber der objektive und subjektive Druck dieser Herrschaftswirklichkeit war nicht nur schichtspezifisch, sondern auch regional und national sehr verschieden.

Unter familienwirtschaftlichen Bedingungen war die formale Position der Frau eine der absoluten Abhängigkeit; im Rahmen ihres Lebenszusammenhangs jedoch war jeder Bauer mindestens ebenso abhängig von seiner Frau wie diese von ihm: „Es ist an einer Frau grausam viel gelegen, man glaubt es kaum.“<sup>27</sup> Wechselseitige Abhängigkeiten und

eine relativ ausgewogene Verteilung struktureller Macht führten denn auch mit schöner Regelmäßigkeit zu Rivalitäten und Konflikten zwischen den Geschlechtern sowohl im Haus wie in der dörflichen Gemeinschaft. Neben dem manchmal recht handgreiflich ausgetragenen ‚Kampf um die Hosen‘ gab es zahllose Pfade und Schliche, welche Frauen nutzten, um als einzelne oder in Gruppen divergierende Interessen durchzusetzen. Dem sozialen Konsens über die männliche Vormachtstellung und Repräsentationsverpflichtung stand durchaus die implizite Anerkennung eines heimlichen ‚Weiberregiments‘ (Gotthelf) gegenüber. Obgleich Frauen von öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen wurden, hatten sie doch meist eine sehr dezierte Ansicht von den Dingen, die sie häufig zu einer kollektiven Meinung und Strategie zusammenzurren konnten. Und so dürfte es denn auf manch einer gewichtigen Zusammenkunft im Dorf nicht viel anders zugegangen sein als auf der, die Gotthelf in humoristischer Überzeichnung so geschildert hat:

„Es war jeder Mann eigentlich nichts als das Mundloch seiner Frau und hatte seine bestimmten Instruktionen, und kam etwas Neues, so durfte er es nicht anders als ad referendum nehmen und seinem Weibe vortragen.“<sup>28</sup>

Gotthelfs Werke sind voller Anspielungen auf die Derbheit und Stärke der Frauen, ihre gemeinsamen Interessen, vor allem aber ihre heimliche, ‚gesetzlose‘ Macht. Kaum ein Bauer, der sich nicht vor der Despotin zu Hause fürchtete. In *Die Käserei in der Vebfreude* hat Gotthelf ein für die Agrargeschichte der Frauen zentrales Faktum beschrieben: durch Zentralisierung (und Industrialisierung) der Käseereien verloren sie mancherorts die Kontrolle über die Milchwirtschaft.<sup>29</sup> Freilich ist seine große humoristische Dichtung über den Kampf um die Käserei in der Vebfreude auch die sarkastische Beschwörung einer gefährdeten Idylle gegen die ‚Degenerationserscheinungen‘ der Achtundvierziger Revolution. Daher versucht er, seine gewitzten Bäuerinnen und deren Regiment von den bloß ‚äußerlichen‘ Emanzipationsbestrebungen der Städterinnen abzugrenzen:

„Des Weibes Bedeutung scheint gesetzlich nicht beträchtlich, und es ist recht so; das Weib ist nicht gesetzlicher Natur. [...] Des Weibes Macht und Herrschaft liegt im Gemüte, und dieses Gemüt ist unter kein Gesetz zu tun, es ist kein äußerliches, und seine Macht ist eben deswegen groß, weil kein Gesetz sie begrenzen kann. Sie streitet nicht mit den Waffen des Mannes, mit Wort und Schwert um Land und Gut; mit dem Säuseln, in welchem der Prophet Gott erkennt, gewinnt sie die Gemüter, über diese herrscht sie, diese kämpfen für sie. Man spricht viel und verächtlich von Weiberregiment, da weiß man nicht, was man spricht; wo rechte Weiber sind, ist dies Regiment überall. Das kennen freilich nicht alle, und wenn sie verächtlich von einem solchen Regimente sprechen, so werden sie bloß das meinen, welches äußerlich wird, die Stelle des Mannes einnimmt und sich in Dinge mischt, die nicht des Weibes Amt sind.

Dieses Regiment ist allerdings bald lächerlich, bald verächtlich, wenn es nicht durch die Not oder des Mannes Untüchtigkeit geboten ist. Es ist dies das Regiment, welches die ausgearteten Weiber dieser Zeit in Berlin und Paris und sonst noch wo ansprechen und welches sie Emanzipation nennen und Zigarren dazu rauchen.“<sup>30</sup>

Nicht als unschuldiger Kommentator des Weltlaufs, sondern als engagierter Beteiligter versucht Gotthelf also, die ‚gesunden‘ Machtkämpfe im Emmental gegen die abstrakten Gleichheitsanmaßungen der eben nicht mehr ganz so fernen Damen der Städte in Schutz zu nehmen. Dennoch wäre es verfehlt, ihn ob dieser unverhohlenen Programmatik als aufrechten Chronisten des bäuerlichen Alltags einfach zurückzuweisen. Trotz ihrer politisch-pädagogisch-seelsorgerischen Stoßrichtung klingen seine Schilderungen in so vielen anthropologischen und volkskundlichen Untersuchungen nach, daß ihnen ein gewisser Realitätsgehalt schwerlich abgesprochen werden kann. Seine Beobachtungen zeigen auch eine erstaunliche Nähe zu den Erzählungen einer heutigen Bäuerin aus dem Toggenburg, deren objektiver und subjektiver Lebenszusammenhang sie in manchem zum ‚zeitlosen‘ Typ ‚der‘ Bäuerin macht – wobei wir redlichst auf die Mythenpartikel hinweisen, die in einer solchen anachronistischen Stilisierung enthalten sind, die wir aber im Sinne unserer kleinen ‚Reise ins Land der bäuerlichen Utopie‘ einfach mal durchgehen lassen möchten.<sup>31</sup>

Erna B. berichtet, daß sie und ihr Mann Hans unterscheiden zwischen „Abteilung Landwirtschaft / Abteilung Wibersach“. Zu letzterer gehören die Kinder, die Küche, der Haushalt, aber ebenso der Garten und die Hühner: „Das sind schon ganz meine Sachen, die er nicht macht.“ Sie beschreibt die familiäre Arbeitsteilung und Kooperation und versichert:

„Ich gehe voll auf in der Arbeit. Ich fühle mich auch nie diskriminiert, absolut nicht. Ich fühle mich mindestens soviel wie er. Einfach miteinander.“<sup>32</sup>

Entscheidungen werden gemeinsam getroffen, die Arbeiten von Mann und Frau gelten als gleichwertig, das hindert nicht, daß die selbstbewußte Erna – noch heute den alten ‚Mythos‘ ausagierend – in der Öffentlichkeit ihrem zehn Jahre älteren Mann gehorcht und den ihm zukommenden Respekt erweist:

„Wenn wir zum Beispiel an einer Unterhaltung sind und ich fange an, blöd zu tun, dann geht er einfach mit mir heim. Dann nimmt er mich mit, und dann wird heimgegangen.“

Auf die Frage der Interviewerin, ob sie sich darüber nicht ärgere, antwortet sie lachend:

„Ja, das nützt mir nicht viel, er nimmt mich mit, und ich muß dann folgen.“

Sie weiß, was sich schickt, und nennt als Beispiel einen lange gehegten Plan, einmal ganz allein im offenen Jeep durch die Schweiz zu fahren:

„Das hätte ich auch gern einmal. Aber ich weiß ganz genau, daß es das nie gibt. Das erlaubt er einfach nicht. Es gibt schon Grenzen, wo ich weiß, daß es nicht geht.“

Und, ganz im Sinne Gotthelfs, bringt Erna die Dinge auf den Begriff:

„Ich habe überhaupt keine Ahnung von einer Emanzipation. Wir sind doch alle ‚eifach e chli glich‘. Das gibt es doch einfach: einmal behaupte ich meinen Standpunkt bis zuletzt und gebe nicht nach, das andere Mal ‚bhäuptelet‘ er und gibt nicht nach. Das gibt's doch einfach. Aber das hat doch noch nichts mit Emanzipation zu tun.“<sup>33</sup>

Diese recht impressionistischen Tupper zur Konstanz einer grundlegenden Verteilung von Einflußsphären aus einer ‚intakten‘ bäuerlichen Gemeinschaft mögen an dieser Stelle genügen. Es muß allerdings daran erinnert werden, daß der Status von Bäuerinnen in ökonomischer, rechtlicher und konfessioneller Hinsicht sehr verschieden war, und keine Idealtypisierungen sollten verschleiern, daß Welten etwa zwischen einer Tschajanowschen Russin, einer pommerschen Häuslersfrau oder einer Schweizer Bäuerin lagen.

## 2.2 Industrialisierung

Die Verbreitung der Heimindustrie, die allmählich die Landwirtschaft als Subsistenzbasis ersetzte, ist einer der wichtigsten Einschnitte in der neueren Geschichte weiblicher Arbeits- und Lebensbedingungen.<sup>34</sup>

Die protoindustrielle Familienwirtschaft auf dem Land gehört – so Medicks knappe Formulierung – zur Nachgeschichte der bäuerlichen Gesellschaft und zur Vorgeschichte des industriellen Kapitalismus.<sup>35</sup>

Der Versuch, die traditionelle Familienwirtschaft an die neuen frühkapitalistischen Produktionsbedingungen des Heimgewerbes anzupassen, erforderte die Zusammenarbeit der ganzen Familie und konnte – je nach Branche und konjunktureller Lage – zu einer Auflösung, manchmal sogar zu einer Umkehrung der traditionellen Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern führen. So berichtete ein Beobachter Mitte des 19. Jahrhunderts:

„Wenn man in die Wohnungen der Landbewohner tritt, [...] welche sich eben durch Spinnen ihre dürftige Subsistenz erwerben, so findet man oft die ganze Familie am Spinnrade. Nicht selten sieht man Großmutter, Mutter und Enkelin mit Spinnen beschäftigt, während der Vater und der erwachsene Sohn auf dem Felde arbeiten oder andere häusliche Arbeit verrichten, die Mahlzeit vorbereiten, Rüben putzen oder Kartoffeln schälen, wenn und solange sie deren haben.“<sup>36</sup>

Die Verbreitung des ländlichen Gewerbes brachte mit sich, daß die häusliche Sphäre an Bedeutung gewann und der Mann auf Kosten seiner früheren außerhäuslichen Tätigkeiten in eine eher weiblich geprägte Arbeitssituation einrückte. Mit dieser ‚Verhäuslichung‘ des Mannes scheinen sich strukturell bedingte Regiefehler in die traditionelle Inszenierung des Geschlechterverhältnisses eingeschlichen zu haben. Zeitgenössische Schilderungen lassen erahnen, daß die faktische Macht der Frauen nicht mehr durch ein kollektives Ausagieren des ‚Mythos‘ männlicher Vorherrschaft verdeckt, sondern offener gezeigt wurde, ausgedrückt in einer Entdifferenzierung geschlechtsspezifischer Öffentlichkeiten, Normen und Verhaltensweisen.<sup>37</sup> Insbesondere in Sachen Statuskonsum und Erotik sollen zumindest die Mädchen traditionale Schranken hinter sich gelassen haben, wie mittelständische Beobachter bisweilen feststellten:

„Unter dieser Classe von Menschen ist das männliche Geschlecht das spröde, und das weibliche geht auf die Freyte. [...] das gemeine Mädchen versteht die Kunst zu kokettieren in seiner Art vollkommen so gut als die Dame, entblößt ebenso unverschämt den Busen, und gewisse andere Reize so halb und halb, weil es mehr hilft als ganz. Bleibt der Jüngling noch spröde, so hilft es seinen Sinnen durch Brantwein nach, und erscheint der Jüngling nicht auf seine Einladung in seinem Bette, so besucht es ihn in dem seinigen. Dies ist gewöhnlich der ganze Roman von hinten gespielt.“<sup>38</sup>

Durch die frühindustrielle Arbeitsorganisation erlitten die Männer (am stärksten freilich als Väter) einen Machtverlust, während Frauenarbeit und häusliche Sphäre eher aufgewertet wurden. Dies spielte sich allerdings in Abhängigkeit vom Markt, zudem unter oft miserablen Bedingungen in gottverlassenen kargen Bergtälern und im Rahmen bäuerlicher Verhältnisse ab, so daß weiterreichende Auswirkungen der strukturellen Angleichung wahrscheinlich meist abgefangen werden konnten. Dennoch läßt sich die Hypothese vertreten, daß das Ausagieren des ‚Mythos‘ männlicher Vorherrschaft an Bedeutung verlor und die Frauen den Männern auch in der Öffentlichkeit weniger devot gegenübertraten.

Die fortschreitende Industrialisierung hatte andere Folgen für die Beziehung zwischen den Geschlechtern, indem die finanzielle Bedeutung der außerhäuslichen Tätigkeiten wuchs, die zunehmend zu einer männlichen Domäne wurden, während mit der ökonomischen auch eine soziale Abwertung der häuslich-weiblichen Arbeiten einherging.

Entgegen einer aus dem 19. Jahrhundert stammenden und noch heute verbreiteten Ansicht waren Frauen an der Industrialisierung – mit Ausnahme textilindustrieller Ballungszentren – nur in geringem Umfang in Form von Fabrikarbeit beteiligt. Etwas überspitzt formuliert, sind eher zunehmend schlechtere heimindustrielle resp. (für die

Dienstmädchen im bürgerlichen Haushalt) ‚refeudalisierte‘ Bedingungen für die Lage erwerbstätiger Frauen im 19. Jahrhundert charakteristisch. Der folgende knappe Exkurs soll einen kursorischen Überblick geben über die wichtigsten Daten und Hypothesen zum Wandel der Frauenarbeit, insofern sie für eine vergleichende Betrachtung weiblicher Handlungspotentiale relevant erscheinen.

#### *Exkurs: Zum historischen Wandel der Frauenarbeit*

Zu heuristischen Zwecken lassen sich vorläufig zwei globale Modelle der historischen Entwicklung weiblicher Arbeit unterscheiden.<sup>39</sup> Modell 1 folgt dem angelsächsischen Muster: frühe Industrialisierung, schnelle Urbanisierung und früher Niedergang der Landwirtschaft; diese Entwicklungen zwingen in England ab 1850 Frauen in neue Arbeitsrollen.<sup>40</sup> (Deutschland<sup>41</sup> folgt im großen und ganzen, wenn auch verspätet diesem Modell, wobei hier einerseits die Landwirtschaft länger lebensfähig bleibt, andererseits die Textilindustrie früher zurückgeht; im späten 19. Jahrhundert entstehen auch hier neue weibliche Berufe.)<sup>42</sup> Modell 2 folgt dem ‚kontinentalen‘ Muster der französischen Entwicklung: langsame Urbanisierung, Industrialisierung im ländlichen Rahmen; hier bleibt die Landwirtschaft länger die Haupterwerbsquelle für Frauen.<sup>43</sup>

Während in Modell 1 industrielle Technologien sich früher verbreiten, die weiblichen Arbeitskräfte jung und meist ledig sind und der Prozentsatz verheirateter formal erwerbstätiger Frauen gering ist (er schwankt um 10%)<sup>44</sup>, bleiben in Modell 2 traditionell-agrarische Arbeitsmuster länger erhalten, sind die von der Statistik erfaßten arbeitenden Frauen älter und häufiger verheiratet; allgemein ist der Gesamtanteil der Frauen an der arbeitenden Bevölkerung größer.

Für beide Modelle gilt mit unterschiedlicher Gewichtung: die Fabrik ist von geringer *allgemeiner* Bedeutung für die Geschichte der Frauenarbeit im 19. Jahrhundert.<sup>45</sup> Die Zahl der in Fabriken arbeitenden Frauen ist sogar für England verschwindend klein: 1841 sollen ungefähr 9 000 Frauen in Fabriken beschäftigt gewesen sein – verglichen mit einer Gesamtsumme von 1 382 000 offiziell arbeitenden Frauen eine minimale Zahl<sup>46</sup>; in Modell 2 ist die Fabrikarbeit von noch geringerer Bedeutung. Fabrikarbeiterinnen sind zudem meist jung und ledig; verheiratete Frauen leisten selten Fabrikarbeit. Während in Modell 1 der Rückgang der Heimindustrien und (insbesondere für England) auch der Niedergang der Landwirtschaft im späten 19. Jahrhundert zu einem Absinken des Prozentsatzes arbeitender Frauen insgesamt führt, treten diese Strukturveränderungen in Modell 2 später

und mit geringerer Kraft ein und haben weniger einschneidende Folgen: Weibliche Heimarbeit und landwirtschaftliche Tätigkeit bleiben bis ins 20. Jahrhundert von zentraler Bedeutung.

In beiden Modellen ist die wichtigste Neuerung seit Mitte des Jahrhunderts die Verweiblichung des städtischen Dienstbotenwesens – und zwar als zeitweilige Beschäftigung für junge unverheiratete Frauen, die meist vom Land kommen.<sup>47</sup> An der Wende zum 20. Jahrhundert gibt es in beiden Modellen eine neuerliche Verschiebung: den wachsenden Trend, den Abhängigkeiten der Dienstbotentätigkeit und den Exzessen des Schwitzsystems (vor allem in der Kleiderherstellung) zu entrinnen und Arbeit vermehrt in Fabriken zu suchen oder aber die sich seit 1870 verbreitenden Möglichkeiten von White-Collar-Jobs (für Frauen wäre es angemessener, von White-Blouse zu sprechen) wahrzunehmen.<sup>48</sup>

Dieser kurze Überblick legt nahe, daß die Industrialisierung und der Niedergang der Familienwirtschaft die Struktur weiblicher Arbeitsmuster und weiblicher Machtressourcen nicht überall gleichzeitig und gleichförmig tangierten.<sup>49</sup> Peter Stearns' Schilderungen beziehen sich dann quasi prototypisch auf Modell 1 unter urban-industriellen Bedingungen, während in Modell 2 die traditionelle Rolle der Frau für das Familieneinkommen wichtiger blieb. Allgemein läßt sich vermuten, daß in halbagrarischen Regionen, wo alte Reservate (wie eigener Garten oder Kleinviehhaltung) Bestand hatten und Frauen weiterhin ‚sicht- und eßbar‘ direkt zum Familieneinkommen beisteuerten, die ökonomische Bedeutung und damit das gesellschaftliche Ansehen selbst einer reduzierten Hauswirtschaft länger erhalten blieben. Die oben im Abschnitt zur Familienwirtschaft als dritte Komponente weiblicher Macht angesprochene Bedeutung informeller Beziehungen und Kontrollfunktionen im Alltag dürfte von der fortschreitenden Industrialisierung ebenfalls sehr unterschiedlich betroffen worden sein. Informelle Netze blieben in ländlichen Gegenden weiterhin wirksam und konnten sich auch in relativ wenig fluktuierenden Arbeiterschichten (etwa in Bergwerksdörfern) sowie unter Minderheiten (die oft im Familienverband oder in größeren Gruppen in Industriezentren abwanderten) in Form von Verwandtschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen neu stabilisieren.<sup>50</sup>

Jedenfalls war der ‚exklusive‘ Wandel von der Hauswirtschaft zum Haushalt gerade in den unteren Schichten ein langwieriger Prozeß. Obgleich verheiratete Frauen außer in der Landwirtschaft selten einer formalen Beschäftigung nachgingen, waren sie doch noch lange Zeit gezwungen, andere – der Statistik meist verborgene – Pfade zu suchen und Beschäftigungsnischen zu nutzen, um ihre zunehmende Ab-



koppelung vom Bargeld-Nexus zu hintertreiben und damit oft ihre Familien vor dem nackten Elend zu bewahren. Neben der Heimarbeit waren viele im Einzelhandel tätig, eröffneten Schenken, betrieben kleine Nebengeschäfte, nahmen Kostgänger<sup>51</sup> auf oder bevölkerten jene Grauzone der Gelegenheitsprostitution<sup>52</sup>, von der anonyme Viktorianer profitierten.<sup>53</sup>

Dennoch scheint ihre Betriebsamkeit – vor allem unter moderneren industriellen und protestantisch-ethischen Verhältnissen – eine der wachsenden Verzweiflung gewesen zu sein, der wenig finanzielle Gratifikation und kein soziales Ansehen mehr beschieden war. Zugleich verfestigte sich die formale Vormachtstellung der Männer, deren außerhäusliche Tätigkeiten wirtschaftlich und kulturell immer mehr Bedeutung gewannen.<sup>54</sup> So mußte der ‚Mythos‘ männlicher Vorherrschaft gerade in relativ fortgeschrittenen, puritanische Arbeitsmoral wie Häuslichkeit assimilierenden proletarischen Schichten zu einer Realität werden, die von der versittlichenden Komponente des bürgerlichen Frauenbildes zugleich gemildert<sup>55</sup> und besiegelt wurde. Männer wie Frauen internalisierten allmählich die bürgerlichen Geschlechtsrollenmuster, und wo das geschlechtsspezifische Herrschaftsverhältnis in Form von Gewalt oder unglücklichem Bewußtsein auftauchte, wurde es gerade von der organisierten Arbeiterbewegung einem ökonomisch-politischen Automatismus überantwortet: höhere Löhne würden das oftmals prekäre häusliche Glück herbeiführen, und der Sieg des Proletariats als Klasse allein würde auch die Befreiung der Frauen aus Unmündigkeit und Knechtschaft bringen.

Die theoretische Dominanz der Klassenzugehörigkeit und die tagtägliche Realität männlicher Vorherrschaft führten dazu, daß weder die Probleme und Erfahrungen der Lohnarbeiterinnen<sup>56</sup> noch die der nicht-erwerbstätigen Arbeiterfrauen, weder die der Dienstmädchen noch die der Prostituierten in die Identitätsfindung der Arbeiterklasse eingingen. Vielmehr wirkte gerade die organisierte Arbeiterbewegung – unterstützt von bürgerlichen Frauenvereinen – kräftig mit an der Glorifizierung und Durchsetzung proletarischer Häuslichkeit.<sup>57</sup>

So waren viele Arbeiterfrauen, zum billigen Geschlecht geworden, in ihrer Jugend als Dienst- oder Fabrikmädchen tätig, um nach einer meist frühen Heirat zwischen Wünschen, Ansprüchen und einem Alltag voll sozial mißachteter Arbeitsüberlastungen oft bis zur völligen physischen und psychischen Erschöpfung aufgerieben zu werden.<sup>58</sup> Sie waren alleingelassen mit einer unerfüllbaren Rollenvorgabe, bedrängt von Leuten in überfüllten Wohnungen und Straßen – und dennoch isoliert, abgeschnitten von den Aktivitäten und Geselligkeiten ihrer Männer wie von den ‚Brutstätten des modernen Bewußtseins‘,

den Vereinen des 19. Jahrhunderts. Sie verfügten nicht länger über familienwirtschaftlich geprägte Machtressourcen und noch nicht über jenes soziale Ansehen, das bürgerliche Frauen zur Erschließung neuer Handlungsräume nutzen konnten.<sup>59</sup>

### *3. Die Erschließung neuer Handlungsräume*

Die männliche Vorherrschaft, die unter familienökonomischen Bedingungen noch recht ‚symbolische‘ Züge trug, sich im städtischen Proletariat zur psycho-physischen Realität verdichtete, war auch im Bürgertum strukturell fundiert, hier allerdings von häufigen ‚Legitimationskrisen‘ bedroht. In den bürgerlichen Familien des 19. Jahrhunderts schien sich das traditionelle ‚Macht-Prestige-Spiel‘ in sein Gegenteil zu verkehren: der strukturellen Macht des Mannes stand nun das soziale Ansehen der Frau als Mutter und Tugendwächterin gegenüber, verstärkt durch die neue Doktrin der Gleichwertigkeit der Geschlechter. Die bürgerlichen Frauen<sup>60</sup> wußten ihr Prestige auch zu nutzen und entwickelten eine eigene Sprache des Widerstands, die in ihrer moralisierenden Rhetorik kaum noch an das grelle Gezeter und Geschimpfe der ‚rebellischen Weiber‘ erinnert.

Die Matrone, die säuerlich und moralisierend für eine sexuelle Selbstkontrolle focht, die Gattin, die kühl und spröde ihren Körper rechnerisch verwaltete, sind gleichsam die pragmatischen Nachfahrinnen jener Frauen, deren Sehnsüchte noch nicht erstickt, deren Blicke noch nicht getrübt waren – jener Frauen der „Zwischenzeit“, die dem buchhalterischen Geist der Zeit ihr „Alles“ entgegensetzten.<sup>61</sup> „Gezähmte Haustiere“ waren sie nun, verstrickt in die verstümmelnden Deutungen des Mannes, gebunden an die Familie, zu der es kaum Alternativen gab, gefangen in einem Alltag, der sich wohl allmählich verändern, nicht aber plötzlich aufbrechen ließ.

Die neuen Definitionen der Weiblichkeit, aber auch der Verlust einstiger Machtressourcen vermauerten den bürgerlichen Frauen die älteren Formen offener Aufsässigkeit und Widerspenstigkeit. Anstatt sich lautstark oder handgreiflich zur Wehr zu setzen, suchten sie nun mit stiller Schläue, sanfter Verweigerung und heimlicher Überlistung ihren Alltag nach ihren Wünschen umzuformen. Männliche Theoretiker der Weiblichkeit vermerkten denn auch in klarsichtiger Einhelligkeit, daß die Frauen „von der Natur her nicht auf die Kraft, sondern auf die List angewiesen sind“, und konstatierten eine „instinktartige Verschlagenheit“ beim Weibe, seinen „unvertilgbaren Hang zum Lügen“<sup>62</sup> und seine „Vorliebe für Surrogate“<sup>63</sup>, wohl wissend, daß

„das Weib, unvernünftig, seine Absichten autokratisch durchzusetzen, sie und seine Neigungen in der Brust verschließen und mit angeborener Sagacität die günstige Gelegenheit erspähen muß, wo es die langverhehlten Wünsche ausdrücken und auf deren Befriedigung hoffen kann“.<sup>64</sup>

Die im zweiten Teil dieses Bandes enthaltenen Aufsätze veranschaulichen die facettenreiche Auflehnung der bürgerlichen Frauen – ihre Ausbruchsversuche, Verweigerungen und subversiven Umdeutungen jener Zuschreibungen, die sie für immer auf Heim und Mutterschaft verpflichten wollten: Frauen bremsten die „unsichtbar wirkende Maschinerie“<sup>65</sup> und verschafften sich Pausen, indem sie den starren Ablauf des Alltags unterbrachen. Anstatt „aus aufopferndem und selbstverleugnendem Sinn ein Tagewerk zu vollbringen, dessen Lohn andere genießen“<sup>66</sup>, griffen manche Frauenhände lieber zu Criminalromanen, die Ehebruch verteidigten und Gattenmord als heroischen Befreiungsakt feierten.<sup>67</sup> Zeitgenossen klagten über die „stete Geistesabwesenheit“ der „verlesenen“ Frau, die sich auf die „häuslichen Pflichten oft so störend und nachtheilig“ auswirke, und verurteilten die in ihrer Seele entstehenden „Bilder und Ideale, die sie so weit von der Wirklichkeit abführen, daß dieselbe verkannt und verachtet werden muß“.<sup>68</sup> Im Unterschied zu anderen Literaturhistorikern, die in der englischen Trivialliteratur nur eine Zementierung der Geschlechtsrollen-Klischees zu entdecken vermögen<sup>69</sup>, deutet Elaine Showalter (*Ausbruchsphantasien*) die Bestseller von Mary Braddon, Mrs. Henry Wood und Wilkie Collins als heimliche Anleitungen zum Aufbruch, den die Leserinnen zumindest in ihrer Phantasie erprobten. Sie träumten, was sie nicht leben konnten: von häuslicher Revolte und verwegendem Ehebruch, von leidenschaftlichen Geliebten und berausenden Frauen, die „vor sexueller Energie strotzen“, „barbarisch, gefährlich und aufregend“ waren und wenig Ähnlichkeit mit ihnen selbst, den tugendhaften und phlegmatischen Frauen des 19. Jahrhunderts, erkennen ließen.

Manchmal verschwanden Frauen auch für Monate in verdunkelten Krankenzimmern. Sie verinnerlichten die medizinische Pathologisierung des weiblichen Körpers, doch sie machten sich die These von der „Krankheit Frau“<sup>70</sup> auch zunutze und verwandelten das misogynen Stereotyp in ein Instrument der Verweigerung. Am Beispiel der klassischen Frauenkrankheit des 19. Jahrhunderts schildert Carroll Smith-Rosenberg in ihrem Aufsatz *Weibliche Hysterie* die kulturelle Präformierung des weiblichen Widerstandes, aber auch die ambivalenten Verstrickungen des behandelnden Arztes ins eheliche Beziehungsnetz. Unter der Obhut des Arztes und geschützt durch seine Diagnose vermochte sich die hysterische Frau familiären Anforderungen und ehelichen Pflichten zu entziehen und lebte in der Krankheit das aus,

was ihr sonst verwehrt war. Sie entwickelte sich, wie Kraepelin bitter konstatierte, zu einem „wahren Virtuosen des Egoismus“ und verstand es zuweilen meisterlich, „ihre Umgebung zu völligen Sklaven ihres Willens“ zu machen.<sup>71</sup>

Frauen unterbrachen nicht nur den starren Ablauf ihres Alltags, sie suchten ihn auch aktiv zu steuern. Mit der Sanftmut stiller Macht begannen sie ihre familiären Arbeits- und Lebensbedingungen umzuformen. Sie pflegten und kultivierten die männlichen Bilder, die Frauen als sittsam und sexlos verklärten, doch sie nahmen sie beim Wort und verlangten, um ihre Geburten zu verringern, von ihren Männern sexuelle Zurückhaltung. Offensichtlich zeitigten ihre Forderungen, wie Daniel Scott Smith in seinem Aufsatz *Geburtenbeschränkung, Sexualkontrolle und häuslicher Feminismus* darlegt, die beabsichtigte Wirkung. Ihren Sieg über die männliche ‚Zügellosigkeit‘ verdankten sie jedoch nicht zuletzt den Sittlichkeitskampagnen der Moralreformerinnen. Am Beispiel der *Female Moral Reform Society* in Utica beschreibt Mary P. Ryan (*Mief und Stärke. Ein frühes Lehrstück über die Ambivalenzen weiblicher Moralisierungskampagnen*) den erfolgreichen Kampf der Frauen für sexuelle Selbstkontrolle, aber auch die für Frauenbewegungen nicht untypische Verschränkung von Prüderie und Militanz.

Die kulturelle Einflußnahme bürgerlicher Frauen beschränkte sich nicht auf die Sexualmoral, sondern reichte bis hin zur Religion, wie Barbara Welter („*Frauenwille ist Gottes Wille*“) am Beispiel des Protestantismus in Amerika ausführt. Sie ‚feminisierten‘ die Religion und verbündeten sich mit den Geistlichen gegen die männliche „Welt der Banknoten“, in der die religiösen Werte keinen Platz mehr hatten.<sup>72</sup> Der verderbten männlichen Zivilisation setzten sie eine weibliche, sittlichere Kultur entgegen, in der die christliche Losung „Wir sind Brüder in Gott“ übernommen und dieses Mal zumindest für das weibliche Geschlecht erfüllt werden sollte. Die Religion mit ihrer Betonung der Brüderlichkeit förderte bei den Frauen ein Gefühl der Schwesterlichkeit – ein Gefühl, das sie in ihren Freundschaftsbeziehungen praktisch verwirklichten. In den weiblichen Beziehungsnetzen scheinen sich die Freundschaftskulte des 18. Jahrhunderts bewahrt und bis zur Jahrhundertwende gehalten zu haben.<sup>73</sup> Frauen waren untereinander oft durch langlebige und zärtliche Freundschaften verbunden, die auf der Ähnlichkeit weiblicher Erfahrung und der emotionalen Nähe in einem strikt nach Geschlecht geschiedenen Sozialgefüge beruhten. Während Ehemänner an den zärtlichen Freundschaften ihrer Gattinnen keinen Anstoß zu nehmen schienen, begannen männliche Wissenschaftler gegen Ende des Jahrhunderts, hinter „sentimentalen Briefen, Eifersuchtsszenen und brünstigen Küssen“

eine „conträre Sexualempfindung“ zu wittern<sup>74</sup> – eine Deutung, die sich bis heute gehalten hat. Carroll Smith-Rosenberg wendet sich in ihrem zweiten Beitrag gegen diese, im 20. Jahrhundert noch verstärkte Tendenz, zärtliche gleichgeschlechtliche Freundschaftsbeziehungen als Ergebnis einer verquerten psychosexuellen Entwicklung abzuhandeln, und geht in ihrem Aufsatz „*Meine innig geliebte Freundin!*“ *Beziehungen zwischen Frauen im 19. Jahrhundert* den sozialen und kulturellen Bedingungen nach, die enge und zuweilen auch sinnliche Frauenbeziehungen zu einer sozial anerkannten, aber auch notwendigen Verhaltensform machten. In den weiblichen Freundschaftskulten des 19. Jahrhunderts entfaltete und behauptete sich ein Gefühl schwesterlicher Solidarität, das später, wie Nancy Schrom Dye (*Gleichheit, Freiheit, Schwesterlichkeit?*) am Beispiel einer New Yorker Frauengewerkschaft zeigt, in der Erprobung eines klassenübergreifenden Bündnisses zwischen Arbeiterinnen und Bürgerinnen politisch-soziale Formen annehmen sollte.

Diese knappe Bündelung der vielfältigen Ausdrucksweisen weiblicher Selbstbehauptung vermittelt freilich ein allzu rosiges Bild von Handlungsraum und Lebenswirklichkeit bürgerlicher Frauen. Um nicht die einäugige Deutung des 19. Jahrhunderts als eine für Frauen düstere und verhängnisvolle Epoche der Domestikation und Unterwerfung durch ein nicht minder einseitiges Bild ständiger weiblicher Rebellion zu ersetzen, sollen anschließend die folgenreichen Systematisierungen der weiblichen Rolle dargestellt werden – vom bürgerlichen Häuslichkeitskult über die neuen Theorien der Weiblichkeit bis zur Umwandlung der weiblichen Berufung in eine banale Profession.

#### 4. *Systematisierungen der Geschlechtsrollen* *Rhetorik und Realität*

##### 4.1 Die Un-Heimlichkeit der bürgerlichen Familie

Der ‚Häuslichkeitssinn‘ entstand im städtischen Bürgertum des 18. Jahrhunderts und breitete sich dann in konzentrischen Kreisen weiter aus, um Ende des 19. Jahrhunderts – aktiv unterstützt von bürgerlichen Frauenvereinen und Sozialphilanthropen – auch das Familienleben der Arbeiter zu erreichen.<sup>75</sup>

Die Welt des Bürgertums legt sich in zwei gegensätzliche Zonen auseinander – in die sachbezogene Berufswelt des Mannes und in das sanfte Reich der Frau, in dem nicht der Mammon, sondern menschliche Bedürfnisse das Handeln zu bestimmen scheinen. Heim und Welt trennt eine unüberbrückbare Kluft; der Weg des Mannes von der

Stube ins Kontor ist die einzige Brücke, die beide noch verbindet. In dieser „dürren Zeit der Zahl“ (Novalis) etabliert sich die Familie als Ort der Liebe und Humanität, als Schutzwall gegen Versachlichung und Entfremdung in der Welt der Ökonomie. Sie versteht sich als ein freiwilliger Zusammenschluß einander liebender Privatpersonen; einzig die intime Binnenwelt der Familie scheint noch Raum für die wahre, nicht zweckorientierte Entfaltung des Menschen zu bieten. Sie wird als eine „Oase in der Wüste“ gepriesen, als „Zufluchtsstätte“, in der sich „Mitgefühl, Ehre und Tugend versammeln“ und „uneigennützig Liebe stets bereit ist, auf dem Altar der Zuneigung Opfer zu bringen“.<sup>76</sup> Sie ist das irdische Reich des „Engels des Hauses“ – der Mutter, die sanft die Kinder in vorgeformte Bahnen leitet, der Gattin, die das beschädigte Innere des Gatten zu flicken versteht. „Ohne Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen“<sup>77</sup>, klagte ein Betroffener, doch „Sonnenschein und Friede“ erwarteten ihn zu Hause, wenn er draußen gegen „düstere Wolken und Stürme“<sup>78</sup> zu kämpfen hatte.

Die rhetorischen Deutungen der Familie als einer geschützten Insel inmitten einer unsicheren und anonymen Umwelt brechen sich allerdings an ihrer Wirklichkeit. Obwohl die Familie als von allem Zwang losgelöst erscheint, werden ihr gesellschaftliche Aufgaben zugewiesen, über deren Erfüllung der Staat nun wacht.<sup>79</sup> Kinder werden in den städtischen Mittelschichten nicht länger nur für den ‚eigenen Gebrauch‘ produziert, sondern auch für den der Gesellschaft. Zunehmende gesellschaftliche Differenzierung und Interdependenz, die Anforderungen eines versachlichten und rationalisierten Wirtschaftsprozesses und der Zusammenbruch externer Kontrollinstanzen machten einen tiefgreifenden Erziehungsprozeß notwendig, der sich allmählich in die Familie verlagerte und dessen Ziel es war, äußere Verhaltenskontrollen durch verinnerlichte moralische Prinzipien zu ersetzen oder – wie es Catharine Sedgwick in ihrem Roman *Home* formulierte<sup>80</sup> – in den Kindern eine „selbstregulierende Maschine“ einzubauen.<sup>81</sup> Die Unterdrückung und Kontrolle frühkindlicher Affektäußerungen war einer der Mechanismen, die rationale Dosierung von Liebe und Liebesentzug eines der pädagogischen Mittel, mit deren Hilfe der Charakter des Kindes geformt, Selbstdisziplin und Selbstverleugnung in seine Psyche eingegossen wurden.<sup>82</sup>

Die bürgerliche Familie war nicht nur Geburtsstätte des zivilisierten Menschen und, eingebettet in ein komplexes System fachmännischer Beratung, Zentrum seiner psychotherapeutischen Versorgung, sie wandelte sich gleichzeitig zu einem subtilen Kontrollinstrument, das zumal die Frauen zu bedienen lernten. Indem man den Mann zum alleinigen Ernährer der Familie erklärte, wurde die Frau zu seiner Über-

wacherin gemacht. Es lag nun in ihrem Interesse, daß sich der Ehemann nicht in den Fallstricken der Politik oder des Alkohols verdinge, sondern sich pflichtbewußt in den Arbeitsprozeß einfügte. Während Justiz und Psychiatrie Zwangstechniken zur Bewältigung sozialer Probleme anboten, bedienten sich die Frauen, gleichsam prophylaktisch, der effizienteren Methode einer sanfteren und indirekten Kontrolle, deren Kernstück die „unsichtbare Macht der Liebe“ war.<sup>83</sup> Eine liebende Frau würde ihren Gatten an den „Eitelkeiten weltlichen Strebens“ vorbei geleiten und ihn lehren, daß die „wahre Weisheit darin besteht, sich mit dem von der göttlichen Vorsehung zugewiesenen Platz zu begnügen“.<sup>84</sup> Indem die Frau in der Intimität des Familienkreises für eine soziale Zügelung ihrer Kinder und ihres Ehemannes sorgte, kam ihr eine zentrale gesellschaftliche Disziplinierungs- und Integrationsfunktion zu. Die bürgerliche Frau, gepriesen als Hüterin traditioneller Werte und Produktionsweisen, war in Wirklichkeit eine Hauptfigur des Modernisierungsprozesses. Während sich die Frau des Volkes in widerborstiger Renitenz gegen die aufkommende bürgerlich-industrielle Welt stemmte<sup>85</sup>, machte sich die Frau des Bürgertums zu deren Missionarin.

Schließlich kollidierte auch die romantische Idee der Liebesheirat mit der tatsächlichen Tauschfunktion der Ehe. Die Auslagerung der Produktion aus der Familie erforderte eine Neukonzeption der Ehe, die sich in Deutschland – vereinfacht ausgedrückt – in drei Stufen vollzog. Die romantische Deutung der Ehe als eine sich ausschließlich auf Liebe gründende Seelengemeinschaft knüpfte an die Übertragung vertragsrechtlicher Prinzipien auf die Familie an.<sup>86</sup> Diese ‚Privatisierung‘ der Familie<sup>87</sup> stellte jedoch die prinzipielle Unauflösbarkeit der Ehe und das Herrschaftsmonopol der Männer in Frage, die nun beide einer anderen Rechtfertigung bedurften und in der Bestimmung der Ehe als einem natürlich-sittlichen Verhältnis sowie in der aufkommenden polaren Geschlechterphilosophie eine neue legitimatorische Grundlage fanden.<sup>88</sup> In seiner Rechtsphilosophie nahm Hegel vorweg, was später rechtlich verankert werden sollte. Die Ehe ist „wesentlich ein sittliches Verhältnis“, das weder „roh“ zu einem „gegenseitigen vertragsmäßigen Gebrauch herabgewürdigt“ werden soll<sup>89</sup>, noch allein „in die Liebe“ setzen darf, sondern sie bestimmt sich als „rechtlich sittliche Liebe“, aus der das „Vergängliche, Launenhafte und bloß Subjektive derselben“ verschwunden ist.<sup>90</sup>

Die romantische Liebe – das „Vergängliche, Launenhafte und bloß Subjektive derselben“ – blieb aber zumal für Frauen ein wichtiger Konstrukt, das ihnen den Übergang von der homosozialen Welt ihrer Kindheit und Jugend in eine heterosoziale Ehe erleichterte und den ehelichen Tauschhandel zu verschleiern half. Denn kaum anders als

früher wurden Ehen aufgrund ökonomischer Kalküle geschlossen, nun jedoch verbrämt durch die Rhetorik der romantischen Liebe. Ausgeschlossen vom Arbeitsmarkt, feilschten Frauen auf dem Heiratsmarkt. Jungfernschaft wurde – wie Michels 1911 sarkastisch anmerkte – zu einem „Kapitalwert“, den zu verlieren „einem finanziellen Verlust gleich[kommt], einer Entwertung der Ware Weib“.<sup>91</sup> Es sei das Ergebnis der Erziehung, wenn „Frauen alles daransetzen, den Anblick ihrer Geschlechtsteile meistbietend zu verkaufen, und den Mann dazu verführen, ihnen dafür einen hohen Preis zu zahlen: den Ehering“, stellte einer, der es wissen mußte, fest, nachdem er, sexuelle Begierde und szientifische Neugier koppelnd, Scharen von Frauen verführt und befragt hatte: „Frauen, von der Hure bis zur Prinzessin, können auf dem Markt gekauft werden. Einzig der Preis variiert.“<sup>92</sup>

Obwohl die romantische Liebe die Funktion hatte, den Nexus zwischen Geld und Sexus zu verschleiern und die Kluft zwischen den Geschlechtern zu überbrücken, bedeutete die Heirat für Frauen einen zwar als freiwillig deklarierten, aber oft rein ökonomisch motivierten Schritt in Unterordnung und neue Abhängigkeit – ein Schritt, der für manche einem Begräbnis gleichkam:

„Gestern wurden unsere Namen ausgeschrieben und die übernächste Woche wird die Verbindung geschlossen werden, die einzig der Tod auflösen kann. Ich habe dieses Ereignis mit derselben düsteren Feierlichkeit betrachtet wie jenes, das meine gegenwärtige Existenz auslöschen wird.“<sup>93</sup>

Emotionaler Rückzug in die zärtliche und stützende Welt der Frauenfreundschaften war ein anscheinend nicht unübliches Mittel, um diesem Widerspruch zwischen verschwiegener Wirklichkeit und romantisch verklärtem Ideal zu begegnen. In den weiblichen Freundschaftskreisen fanden Frauen das, was sie von ihren Männern offenbar weder erhielten noch erwarteten – Zärtlichkeit, Verständnis und Anerkennung; hier suchten sie im Spiegelbild der anderen nach einer neuen Identität, hier stützten und begleiteten sie einander, oftmals ein ganzes Leben lang.

„Es könnte kommen, daß ich der Anhänglichkeit an Dich mehr wie jemals bedürfte, um zu leben“, schrieb Lisette Nee kurz nach ihrer Heirat der Karoline von Günderode, „darum laß uns immer innig verschlungen bleiben, was uns jemals verbunden, muß ewig sein, laß mich immer mit Dir fortleben, und lebe auch Du ein doppeltes Leben in mir.“<sup>94</sup>

Ihre Freundschaftsbeziehungen beruhten auf der Ähnlichkeit weiblicher Erfahrungen in einer geschlechtssegregierten Gesellschaft und wurden strukturiert in den Frauenritualen, die die biologischen Gezeiten im Leben einer Frau begleiteten. In dieser weiblichen Welt der Zärtlichkeit und der Rituale gelangten Frauen zu einem neuen Ver-



ständnis ihrer selbst, entfaltete sich ein frauenspezifisches Milieu, das später in die organisierte Frauenbewegung münden sollte.

Um die Jahrhundertwende zerbröckelten dann die innigen Frauenfreundschaften, schrumpfte die Welt der verheirateten Frau und verengte sich auf die bürgerliche Kleinfamilie. Mit der Zunahme der vorhehlichen Berufstätigkeit, die immer mehr Frauen eine familienunabhängige Existenz ermöglichte<sup>95</sup>, wandelte sich die Ehe von einem ökonomischen Imperativ zu einer Option und kam es zu einer Berührung zwischen männlicher und weiblicher Sphäre. Als die Ehe nun endlich auf einem freiwilligen Entschluß einander Liebender anstatt auf kühler Berechnung miteinander Feilschender zu gründen schien und die einst so fremde Welt des Mannes vertrauter wurde, begannen Frauen die Zärtlichkeit und Liebe, die sie einst bei ihren Freundinnen gefunden hatten, bei ihrem Gatten zu suchen. Erst als die weibliche Welt der Freundchaftskreise auseinanderbrach, war die so oft beschworene partnerzentrierte Gattenfamilie wirklich entstanden.

#### 4.2 Theoretische Weiblichkeit

Die Aufteilung der Welt in ein Reich der Liebe und in eine Arena des Wettbewerbs findet ihre Entsprechung in jener strikten Scheidung der Geschlechter, die die Frau auf das Heim reduziert und dem Mann die Öffentlichkeit übergibt. Die bürgerliche Familie, die sich als ‚arbeitsfreie‘ Sphäre reiner Menschlichkeit etabliert, bedarf einer Kultfigur, die sowohl ihre Produzentin wie auch ihr Symbol ist. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts breitet sich eine neue Deutung des Weiblichen aus, die – in sekundärpatriarchalischer Offensive durchaus auch gegen den Ruf einiger Frauen nach Unabhängigkeit und Gleichberechtigung gerichtet<sup>96</sup> – für lange Zeit Hoffnungen, „ein Ganzes zu werden“, verschütten wird. Die Frau, einst begehrt und lebendig, wird nun, versittlicht und entsinnlicht, zur ‚guten Mutter‘ verformt. Ausgesperrt von Handlungsfeldern, die ihrem Gatten offenstehen, findet sie sich, zurechtgeschnitten auf die Hälfte ihrer Person, im privaten Binnenraum der Kleinfamilie wieder.<sup>97</sup>

Die einstigen partikularen Standesdefinitionen, die Pflichten und Tugenden von Mann und Frau vor allem aus ihrer sozialen Position ableiteten, werden durch universale Charakterdefinitionen ersetzt, die dem gesamten männlichen bzw. weiblichen Geschlecht unterschiedliche, komplementär konzipierte Wesensmerkmale zuordnen.<sup>98</sup> Der Mann steht für Vernunft, Eigenständigkeit und Pflicht, er „ist stark im Handeln, Mittheilen und Befruchten“, die Frau verkörpert Gefühl, Abhängigkeit und Sittlichkeit, ihre Stärke liegt im „Dulden,

Empfangen und Gebären“.<sup>99</sup> Über diese geschlechtspolare Zuschreibung, die in der Frau das universelle Gattungswesen, im Mann das individualisierte Gesellschaftswesen sieht, wird der Frau die häusliche Binnenwelt, dem Mann die feindliche Außenwelt zugewiesen.<sup>100</sup>

„Gemäß der Universalität ist beim Weibe die Sympathie, die Liebe vorherrschend, beim Mann hingegen, wegen vorwaltender Individualität, der Antagonismus, der Haß, – und so ist denn jenes mitleidiger, mildthätiger, es ist sittlicher und religiöser, als der mehr rauhe, oft hartherzige, Alles vorzugsweise nach seinem Ich zu bemessen geneigte Mann. [...] Hiernach wäre denn auch die *allgemeine* Bestimmung der Geschlechter für das äußere Leben überhaupt zu beurtheilen [...]. Fortpflanzung ist nur durch Kooperation beider möglich, jedoch hat an dieser Operation das weibliche Geschlecht unverkennbar mehr Antheil, als das männliche. [...] Während so das Weib hauptsächlich das innere Familienverhältniß begründet, der Mann mehr das äußere, ist er zugleich Verbindungsglied zwischen Familie und Familie, er hauptsächlich begründet den Staat.“<sup>101</sup>

Auch bei Hegel kristallisiert sich diese Entwicklung in einem idealen Dual. Das Weib gilt – im Gegensatz zum Mann als dem Gestalter der menschlichen Gesetze – als „Bewahrerin des göttlichen Gesetzes“ und als Daseinsform des „bewußtlosen Geistes“.<sup>102</sup> Die Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende Universalisierung des Weiblichen ist historisch nicht länger hinterfragbar:

„Im Hause der Sittlichkeit ist es nicht *dieser* Mann, nicht *dieses* Kind, sondern *ein* Mann, *Kinder überhaupt* – nicht die Empfindung, sondern das Allgemeine, worauf sich dieses Verhältniß des Weibes gründet.“<sup>103</sup>

Die Frau/jede Frau ist universell durch den Fortpflanzungszweck definiert; der Mann hingegen bewahrt sich durch die Partizipation am Allgemeinen (bürgerlicher Staat) das Recht auf Individuierung. Diese ‚Biologisierung‘ der Frau prägt nachhaltig die Gestalt ihres Widerstandes, denn eine Auflehnung gegen das neue Ideal der Weiblichkeit wird nun nicht nur als Verstoß gegen gesellschaftliche Normen, sondern auch als Handlung wider die Natur geahndet.<sup>104</sup>

Die polare Geschlechterphilosophie, die sich in wenigen Jahren durchsetzt und auch von den Frauen selber verinnerlicht wird, spaltet das aufklärerische Ideal einer (geschlechtsneutralen) vernünftigen Persönlichkeit<sup>105</sup>: Mann und Frau sind von Natur her verschieden, doch auf wechselseitige Ergänzung angelegt. Der neue Mythos der Komplementarität ersetzt den alten der männlichen Vorherrschaft und verschleiert die faktische Bestimmung der Frau als abhängiges Supplement des Mannes. Das Männliche wird einerseits zum Objektiven und Allgemeinmenschlichen verabsolutiert, an dessen Kriterien nun Leistungen, Vorstellungen und Verhaltensweisen der Frauen gemessen werden, andererseits bedarf der Mann zu seiner Vervollständigung

einer Frau, die – ökonomisch und sozial von ihm abhängig – ihm zu dienen und zu gefallen, ihn zu stützen und zu reproduzieren hat:

„Tritt hiermit den Frauen [...] der absolute Maßstab entgegen (den die für die Männer gültigen Kriterien bilden), so setzt sich dem zugleich ein relativer zur Seite oder gegenüber, der nicht weniger aus der Prärogative der Männer stammt und oft die genau gegenteiligen Forderungen stellt. Denn der Mann fordert von der Frau doch auch, was ihm, nun gleichsam als einseitiger Partei, in seiner polaren Beziehung zu ihr wünschenswert ist, das im traditionellen Sinne Weibliche, das aber nicht eine selbstgenügsame, in sich zentrierende Eigenart bedeutet, sondern das auf den Mann Orientierte, das ihm gefallen, ihm dienen, ihn ergänzen soll.“<sup>106</sup>

Mit dem Wandel der weiblichen Arbeit ändert sich auch ihre Bewertung. Zur natürlichen Berufung erklärt und unbezahlt, wird sie zugleich abgewertet und verklärt. Was früher schlicht Arbeit war, soll nun ein Akt der Liebe sein, und Liebe – so das *Schweizer Frauenheim* Ende des Jahrhunderts – „kann opfern, sich selbst vergessen, um zu beglücken, will nur geben, Freude säen, will nicht Lohn, nicht Dank“.<sup>107</sup> Selbstverleugnung, beim Mann ein selten-heroischer Willensakt, ist ein der Frau eigner Wesenszug. Liegen sittlicher Imperativ und Trieb beim „überdualistischen“ Mann in immerwährendem Widerstreit, so soll bei der „vordualistischen“ Frau als Neigung sich äußern, was ihr die Pflicht befiehlt, denn für die „schöne Seele“ ist es „das Charakteristische, daß ihr sittliches Handeln nicht erst der Überwindung entgegengesetzter Triebfedern bedarf, sondern aus der Selbstverständlichkeit des konfliktlosen Triebes quillt“.<sup>108</sup> Weibliche Identität konstituiert sich als ein Mangel: Erst in der Aufgabe ihres Selbst findet die Frau zu sich.

Während sich Theologen, Juristen und Philosophen um die Seele der Frau bemühten, bemächtigten sich die Mediziner ihres Körpers. Sie beobachteten, analysierten und überwachten ihn und entwickelten zu Händen ihres eigenen Geschlechts ein nun wissenschaftlich-rational aufgeäumtes Kontrollinstrument. Diese ‚Medikalisierung‘ der Frau – die auf ihren Körper zentrierten medizinischen Theorien und Maßnahmen – ist jedoch in den weiteren Rahmen eines gesellschaftlichen Disziplinierungsprozesses zu stellen, der, getragen von offizieller Medizin und privater Philanthropie, gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Gesellschafts- und Individualkörper zu kolonialisieren begann.<sup>109</sup> So setzt auch der Versuch der Ärzte, den Körper der Frauen theoretisch und praktisch in den Griff zu bekommen, bereits zu dieser Zeit ein, lösen medizinische Theorien allmählich die philosophisch-theologischen Spekulationen über die Natur des Weibes ab, doch dauert es noch eine Weile, bis sie sich als neue Verwalter der männlichen Imagination in Sachen Weiblichkeit voll etablieren können.

In den medizinischen Abhandlungen über die Frau verquickten sich männliche Eroberungsgelüste und männliche Ängste: Im Verlauf des 19. Jahrhunderts schufen Ärzte und Psychiater ein grandioses, in sich zerrissenes Lehr- und Wahngebäude, das die Rolle und das Wesen der Frau aus ihrer spezifischen Anatomie zu deduzieren suchte. Damit änderten sich weniger die Inhalte, wohl aber Form, Begründungszusammenhang und vor allem die Auswirkungen der Argumentation. Zwar wurde die Frau seit Hippokrates auf ihren Unterleib ‚festgelegt‘, aber ein kreatürlicher Umgang mit den geschlechtlichen Gegebenheiten im Alltag und die Einbindung der Frau in die Familienökonomie verhinderten jene folgenreichen Fixierungen, die sich in einem ‚entzauberten‘ Zeitalter durch die wissenschaftlich-rationale Beweisführung ergeben sollten. Ungeachtet der explosiven Entwicklung medizinischen Wissens, die den Ärzten die konstitutionelle Ähnlichkeit der Geschlechter hätte enthüllen können, hielten sie, verstrickt in alten Vorurteilen und verwickelt in neue Ansprüche, an der grundlegenden Andersartigkeit der Frau fest.<sup>110</sup> „Die Frau ist, was sie ist, [...] wegen ihrer Gebärmutter allein“<sup>111</sup>, verkündete noch Ende des 19. Jahrhunderts ein amerikanischer Arzt mit wissenschaftlichem Pathos. Doch was die Frau zur Frau erst machte, war zugleich Ursprung ihrer Invalidität:

„Oft zerschlägt sich das junge Leben an den Brandungen der Pubertät und ist auf immer verkrüppelt. Wenn es diese unversehrt durchquert hat und nicht am Felsen der Geburt in Stücke zerschmettert wurde, kann es immer noch an den immer wiederkehrenden Untiefen der Menstruation und zuletzt auf der Sandbank der Menopause stranden, bis es endlich, geschützt vor sexuellen Stürmen, in den stillen Gewässern des Hafens Zuflucht findet.“<sup>112</sup>

Vergleiche mit der zur Norm erhobenen männlichen Anatomie und Physiologie ließen die weibliche ‚Regelmäßigkeit‘ als Unordnung erscheinen<sup>113</sup> und mündeten in die Gleichsetzung von Frausein und Krankheit.<sup>114</sup> Die mit der Gebärfunktion zusammenhängenden Prozesse galten nun als störungsanfällig und ständiger Wartungsbedürftig. Beim weiblichen Geschlecht verwischte sich auf rätselhafte Weise die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit. „Die Menstruation [ist] eine gesundheitsgemäße Krankheit“<sup>115</sup>, schrieb 1814 Henke, der den Naturzweck der Frau mit ihrer Invalidität zu verbinden trachtete. Die Anatomie der Frau war ihr Schicksal, das sie zur Mutterschaft bestimmte und zur Krankheit verfluchte.

Ende des Jahrhunderts, als immer mehr Frauen aus der Familie ausbrechen suchten<sup>116</sup>, die Geburtenraten rapide zu fallen begannen und Rassenhygieniker und Populationisten zum Kreuzzug gegen ‚Entartung‘ und Niedergang der weißen Rasse aufriefen<sup>117</sup>, wurden auch

die Stimmen vieler Ärzte schriller. Im Zusammenhang mit der Etablierung der Neurologie als anerkannte Spezialdisziplin verlagerte sich das Interesse der Ärzte vom Unterleib zum Nervensystem. Die Annahme der biologischen Andersartigkeit der Frau wurde durch die These ihrer nervlichen Minderwertigkeit ergänzt<sup>118</sup>, zur Pathogenität des weiblichen Unterleibs gesellte sich nun die Inferiorität der weiblichen Nerven. Das Ende dieser Entwicklung markiert dann Möbius' Diktum: „Der weibliche Schwachsinn [ist] ein physiologisches Postulat.“<sup>119</sup>

Von Anfang an galt dem aufkommenden Ärztestand die Weiblichkeit als „schwarzer Kontinent“ (Freud)<sup>120</sup>, dessen Eroberung noch ausstand. Die Frauen erschienen den Medizinerinnen als die Kehrseite der vernünftigen Menschheit, als Andere Natur, die es zu beherrschen und zu zivilisieren galt. Bewaffnet mit Spekulum und Uterussonde drangen sie in das Innere der Frau ein, um endlich das verborgene Geheimnis des weiblichen Geschlechts zu ‚erblicken‘.<sup>121</sup> Sie verglichen sich mit einem „Entdecker“, der ein „neues und wichtiges Territorium sieht“, mit „Pionieren“, die auf „noch nie begangenen Wegen“ wandern und dabei Dinge erblicken, die „noch kein Mann je gesehen hatte“.<sup>122</sup>

Die Eroberung des weiblichen Körpers durch die Ärzte war die letzte Phase innerhalb einer Jahrhunderte währenden Kampagne zur Bändigung einer bedrohlich erscheinenden weiblichen Sexualität und Naturhaftigkeit.<sup>123</sup> Galten Frauen einst als gefährliche, sexuell unersättliche Wesen, deren Triebstärke sie für höhere Werte untauglich machte, so verkehrte sich diese Relation allmählich in ihr Gegenteil. Die qua Sexus theologisch-moralisch minderwertigen Geschöpfe wurden zu tugendhaften und sexlosen Hüterinnen häuslicher wie öffentlicher Moral umgepolt, deren natürliche Sittlichkeit sich ihrer angeborenen Triebschwäche verdankte.<sup>124</sup> Im 19. Jahrhundert schließlich sind Frauen ganz Geschlecht – doch ohne Geschlechtstriebe. „Ich möchte sagen, daß die Mehrzahl der Frauen (zu ihrem Glück) von sexuellen Gefühlen nicht sonderlich geplagt werden“, schrieb Dr. Acton, nachdem er „keine Mühe gescheut“ hatte, seine Annahme einer verbreiteten sexuellen Lustlosigkeit bei Frauen auch empirisch zu überprüfen.

„In der Regel wünscht eine sittsame Frau keine sexuellen Freuden für sich selbst. Sie gibt sich ihrem Mann hin, doch nur, um ihm gefällig zu sein. Und sie würde, wäre da nicht die Mutterschaft, wohl mit Erleichterung auf seine Aufmerksamkeit verzichten. Kein nervöser oder schwächlicher junger Mann sollte daher wegen irgendwelcher übertriebener Vorstellungen von den ihn erwartenden Pflichten vor der Ehe zurückschrecken.“<sup>125</sup>

Der Umwandlung des geilten Weibes in die als rein und unschuldig imaginierte Frau des 19. Jahrhunderts entsprach auf der Männerseite seit der Entstehung des Masturbationstraumas im 18. Jahrhundert

eine immer stärker werdende Angst vor sexueller Verausgabung, die nicht nur als gesundheitsschädigend, sondern auch als lebensgefährlich erachtet wurde. In dieser beängstigenden Welt einer ‚spermatischen Ökonomie‘ bedurfte der Mann auch zu seinem eigenen Schutz einer Frau, die, prude und frei von sexuellen Gelüsten, seine Sexualität nicht über die Maßen strapazierte. Während die offizielle Sexualmoral den Frauen sexuelle Leidenschaft absprach, galt ihr der Mann als Opfer seiner Triebe.<sup>126</sup> Inhaltlich und sprachlich der ökonomischen Sphäre nachgebildet, beschrieb sie die Sexualität des Mannes als eine Ökonomie der Knappheit, ausschweifende Sexualität war eine Metapher für Tod, sexuelle Enthaltensamkeit für den Mann die einzige Überlebensstrategie.<sup>127</sup> Aus den Samen wurden gleichsam ‚Kapital-Embryonen‘, deren planlose Verschleuderung zum sicheren Bankrott des Körpers führen würde; in ihnen konzentrierte sich die Lebenskraft des Mannes, sie waren die Quelle seiner Energie, die zum Zwecke der Fortpflanzung sparsam zu investieren (max. 4 1/2 g pro Koitus<sup>128</sup>) und im Dienste des beruflichen Erfolgs in Leistung zu transformieren war.<sup>129</sup>

Die Propagandisten der offiziellen Sexualmoral plädierten jedoch keineswegs für Keuschheit, sondern für eine Mäßigung der männlichen Sexualität und deren zweckorientierte Verwendung. Damit wurde selbst die Sexualität zum Gegenstand rationaler Überlegungen gemacht und unter dem Aspekt ihrer Nützlichkeit moralisch gewertet.<sup>130</sup> Beischlaf um der Fortpflanzung willen oder Geschlechtsverkehr gesundheitshalber war die prosaische Alternative, vor die sich das bürgerliche Paar gestellt sah, wenn es im Dunkeln des Schlafzimmers zueinander fand.

#### 4.3 Professionalisierung der Berufung

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden nicht nur die männliche Berufsarbeit und das nächtliche Verhalten im Schlafzimmer, sondern auch die täglichen Tätigkeiten der Frau einer Rationalisierungskampagne unterworfen, die zunächst die Haushaltsführung und Kindererziehung systematisierte und schließlich in der Taylorisierung der Hausarbeit ihren bizarren Höhepunkt fand.<sup>131</sup> Der Rationalisierungsprozeß vollzieht sich in drei Stufen und geht einher mit einer Professionalisierung der weiblichen Arbeit. In einer ersten Phase werden die einzelnen Tätigkeiten klassifiziert und in einen geordneten Ablauf gebracht; in einer zweiten wird die weibliche Arbeit zum Zwecke ihrer Qualitätssteigerung nach wissenschaftlichen Prinzipien reorganisiert und in ein planvolles System eingebunden, um in einer dritten Phase

schließlich nach zeitökonomischen Gesichtspunkten durchrationalisiert zu werden.<sup>132</sup> Damit löst sich die weibliche Arbeitswirklichkeit zunehmend von ihrer sentimentalisierenden Deutung ab: Zum naturgemäßen Beruf erklärt, wird die weibliche Arbeit zum einen negiert, zum anderen von Fachmännern – Pädagogen, Medizinern und Betriebstechnikern – in Regie genommen und den gesellschaftlichen Anforderungen dienstbar gemacht. In ihrer Arbeit muß die Frau nun verbinden, was letztlich unvereinbar ist: die Schaffung einer Gegenwelt, die sich der spröden Ökonomisierung des Lebens widersetzt, mit der Umformung der Familie in einen effizienten Betrieb, der den Geboten der Rationalität und Produktivität gehorcht.<sup>133</sup>

Bereits im frühen 19. Jahrhundert beginnen Frauen Haushaltsbücher zu führen, in denen sie rechnerisch Einnahmen und Ausgaben, empfangene und absolvierte Besuche, erhaltene und gemachte Geschenke vermerken; sie legen Haushaltspläne an, in denen jede Stunde und jeder Tag seine spezifische Funktion zugewiesen bekommt.<sup>134</sup> Obgleich ihre Zeit kein Geld ist, übernehmen sie die Zeitökonomie der Geschäftswelt:

„Verloren, gestern, irgendwann zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang: Zwei goldene Stunden, jede besetzt mit sechzig diamantenen Minuten; sie bringen keinen Ertrag mehr, denn sie sind für immer vorbei.“<sup>135</sup>

Kontor und Fabrik, wohl räumlich abgetrennt vom Haushalt, verlängern sich gleichsam in die Familie hinein. Ordnung, Sauberkeit und Effizienz etablieren sich als die drei heiligen Gebote der Haushaltsführung und werden gleichzeitig zu moralischen Kategorien erhoben, mit denen sich das respektable Bürgerpaar von der verschwenderischen Dekadenz der Aristokratie wie von dem gefährlichen Schmutz der Armen abzugrenzen sucht.<sup>136</sup> Die Frauen, zuständig für Sitte und Ordnung im Innern, entdecken im Verlauf des Jahrhunderts, daß auch die Gesellschaft einer Säuberung bedarf. „Die Welt sauber zu halten, das ist eine der großen Aufgaben der Frau“<sup>137</sup>, schrieb Helen Campbell in ihrem Buch *Home Economics* und meinte damit vor allem den moralischen Kreuzzug der Frauen gegen den sittlichen Zerfall der Nation.

Auch die Mütterlichkeit, von den Ärzten als natürliches Derivat der weiblichen Anatomie diagnostiziert, von den Geistlichen als gottgewollte Berufung gepriesen, wandelte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts endgültig zu einem Beruf.<sup>138</sup> Bereits zu Beginn des Jahrhunderts entstand eine reiche pädagogische Literatur, die die einzelnen Erziehungsmaximen bündelte und zu einem rationalen System zusammenfügte, das jeder Entwicklungsphase des Kindes ein auf sie abgestimmtes erzieherisches Verhalten von seiten der Mutter zuordnete

und diese lehrte, mütterliche Liebe nicht planlos zu vergeuden, sondern zweckgebunden als pädagogisches Mittel einzusetzen.<sup>139</sup> Die gesellschaftliche und moralische Aufwertung der Mutterschaft und ihre Umwandlung in eine Tätigkeit, die den gleichen Anforderungen zu genügen hatte wie die Berufsarbeit des Mannes, bedeutete jedoch für die Frauen eine zunächst kaum zu bewältigende Bewährungspflicht im ‚Beruf‘ der Mutter:

„Manchmal habe ich das Gefühl, als ob die Bürde der Verantwortung für diese kleinen unsterblichen Wesen zu viel für mich wäre“, schrieb eine dieser gewissenhaften Mütter im ersten Drittel des Jahrhunderts. „Handle ich richtig? Tue ich genug? Doch meine größte Sorge ist, daß ich zuviel tue. Sehr oft bin ich entmutigt, wenn ich sehe, daß das Ergebnis schlecht ausfällt. Mr. A. hilft mir bei den allgemeinen Prinzipien, doch niemand kann mir bei den Details helfen.“<sup>140</sup>

Bald brauchte sich Mr. A., der Gatte, weder um die Prinzipien noch um die Details mehr zu kümmern, denn die Wissenschaft nahm sich nun der weiblichen Arbeit an und betrat in Gestalt von Pädagogen, Medizinern und Hauswirtschaftsexperten das Heim, nachdem ihnen eine verunsicherte Frau die Tür geöffnet hatte. Hausarbeit verwandelte sich in „Häusliche Wissenschaft“, Mütterlichkeit in „Wissenschaftliche Mutterschaft“, und die Hausfrau wurde schließlich zu ihrer eigenen Betriebsleiterin gemacht, die, mit der Stoppuhr in der Rechten, der Betriebsanleitung in der Linken, sich selbst über die Schulter guckt.<sup>141</sup> Frau und Wissenschaft gingen dabei ein für beide Seiten vorteilhaftes Bündnis ein: dem Mann des Wissens gelang es mit Hilfe der bürgerlichen Frau, die er zu seiner Assistentin befördert hatte, zählebige Traditionen auszulöschen und die Familie zum Kristallisationspunkt hygienischer und pädagogischer Reformmaßnahmen zu machen; als Gegenleistung verschaffte er ihrer Arbeit gesellschaftliche Anerkennung und inthronisierte die Frau als Mutter und Putzfrau der Nation.<sup>142</sup> Wissenschaftliche Mutterschaft galt als Allheilmittel für sämtliche sozialen Probleme. Sie versprach die „Besserung der Säufer“, die „Zähmung von Kriminellen“, die „Ausmerzungen von Selbstsucht“ und die „Geburt brüderlicher Liebe“.<sup>143</sup> Die gesellschaftliche Bedeutung der Mutterschaft war denn auch das wichtigste Machtpotential der bürgerlichen Frauen<sup>144</sup> – eine Macht, die sie mit der Zeit in soziale und politische Forderungen umzusetzen verstanden.

Die Verwissenschaftlichung von Mutterschaft und Hausarbeit hatte eine doppelte Funktion: mit Hilfe der Wissenschaft sollte die weibliche Tätigkeit als „Kopf- und Seelenarbeit“<sup>145</sup> qualitativ verbessert und, entschlackt von irrationalen und bloß instinkthaften Momenten, gesellschaftlich effizienter gemacht werden. In einer Zeit, in der immer mehr Frauen der Familie zu entfliehen suchten, das Heim als Zufluchtsstätte und Zuchtanstalt aber an Bedeutung ge-



wann, läßt sich die Beförderung der Frau zur wissenschaftlichen Mutter und Haushaltsexpertin zudem als eine breit angelegte Werbekampagne für Heim und Hausarbeit lesen:

„Wenn ihr durch wissenschaftliches Studium die große Bedeutung und die verborgene Macht des ihr von Gott zugewiesenen Wirkungsbereiches bewußt wird, dann wird sie nicht klagen, weil ihr die Natur spezielle Pflichten zugewiesen hat, die der Mann zwar ihrem Instinkt anvertraute, in Wirklichkeit aber für ihre Erfüllung das höchste wissenschaftliche Wissen verlangen.“<sup>146</sup>

Die Berufskonzeption von Mutterschaft und Hausarbeit barg jedoch insgeheim eine subversive Kraft in sich: indem die weibliche Arbeit nun als erlernbar galt und gar wissenschaftliche Fähigkeiten zu erfordern schien, wurde – zumindest theoretisch – deren geschlechtsspezifische Zuschreibung unterhöhlt. Die Professionalisierung von Hausarbeit und Mütterlichkeit führte letztlich dazu, daß die Trennung von biologischer und sozialer Mutterschaft, von Haushaltsführung und weiblichem Geschlecht denkbar wurde.<sup>147</sup>

Rationalisierung und Professionalisierung der weiblichen Arbeit sprengten den kommunikativen Lack und machten den instrumentellen Kern der Familie sichtbar. Den Riß zwischen Genrebild und familialer Wirklichkeit zu übertünchen, entwickelte sich zu *der* zentralen Aufgabe der Frau – eine Aufgabe, die von ihr verlangte, Zeit für andere zu haben und sie gleichzeitig zu sparen, sich emotional zu geben, aber rational zu denken, expressiv zu scheinen, jedoch instrumentell zu handeln, Schwäche zu mimen und Stärke zu verbergen.

Nicht nur konzipierte Weiblichkeit und weibliche Wirklichkeit klafften auseinander, bereits das Konzept selbst zeichnete sich durch Widersprüche aus. Die Frau war sexlos, aber Gefangene ihres Unterleibs, sittlicher als der Mann und zugleich willensschwächer, vergeistigter als er, doch intellektuell ihm unterlegen.<sup>148</sup> Dennoch verhärteten sich die einzelnen Komponenten zu unverrückbaren normativen Grenzsteinen, die im 19. Jahrhundert Normalität von Abweichung, Anpassung von Auflehnung schieden.

Die Unterlassungen und Überlistungen der bürgerlichen Frauen, die anschließend an zwei Beispielen veranschaulicht werden, sind ein Produkt und zugleich eine Antwort auf Lebensbedingungen, die kulturell durch die neue Theorie der Weiblichkeit geprägt und strukturell durch die Familie begrenzt waren, eine Familie, die sich wohl heimelig gab, aber nicht zuletzt in der Umwandlung der weiblichen ‚Berufung‘ in eine professionelle, von außen gesteuerte und überwachte Tätigkeit ihre Unheimlichkeit offenbarte.

## 5. Unterlassungen und Überlistungen

Die Widerstandsstrategien der bürgerlichen Frauen sind nicht die dunkle Kehrseite des kulturellen Deutungsmusters, das Frauen als fragil, tugendhaft und sexlos begriff, sondern dessen getreues Spiegelbild. Denn das bürgerliche Weiblichkeitsideal blieb ihnen nicht äußerlich, sondern verlagerte sich in ihr Inneres und verdichtete sich dort zu einem Kernstück weiblicher Identität.<sup>149</sup> Frausein wurde auch für die meisten Frauen selbst gleichbedeutend mit Zerbrechlichkeit und Passivität, mit Sanftmut und Sittsamkeit. Eine offene Rebellion gegen diese neuen weiblichen Tugenden wäre einem Kampf an zwei Fronten gleichgekommen – einem Kampf gegen äußere Rollenerwartungen auf der einen und gegen verinnerlichte Normen auf der anderen Seite.<sup>150</sup> Bürgerliche Frauen akzeptierten das männliche Weiblichkeitsstereotyp jedoch nicht passiv, sondern benutzten es als ein Instrument ihres Widerstandes. Sie hielten sich an die Regeln, doch indem sie diese bis ins Extrem befolgten oder sich ihrer als Rechtfertigung bedienten, gelang es ihnen, ungestraft häusliche Pflichten zu verweigern und sich neue Handlungsräume zu erschließen. Die bürgerlichen Frauen waren in einem subversiven Sinn passiv und auf subversive Weise gefügig: Um die Sprache ihrer Auflehnung zu entziffern, müssen wir bereits individuelle Leistungsverweigerungen als Widerstandsakte lesen, aber auch Handlungen, deren subversive Kraft einer Übererfüllung von Normen (und nicht einer Normverletzung) entstammt. Will man partout den Widerstand bürgerlicher Frauen mit den Kampfformen der Arbeiter(innen) vergleichen, so läßt sich zwischen häuslicher Leistungsverweigerung und Absentismus eine Verbindung ziehen. Die Taktik hingegen, Normen nicht zu verletzen, sondern sie bei ihrem Nennwert zu nehmen, legt eher eine Parallele zum ‚Dienst nach Vorschrift‘ nahe.

Obwohl sich der Widerstand bürgerlicher Frauen unter Anpassung und Gefügigkeit verbarg, blitzt in ihm der Wunsch nach mehr Freiraum, Macht und Kontrolle auf, läßt er sich als ein ausgesprochen frauenspezifischer, im weitesten Sinn ‚feministischer‘ Protest deuten.<sup>151</sup> Was hier als Feminismus bezeichnet wird, war allerdings keine lineare, einheitliche Bewegung. In ihr liefen unterschiedliche, teilweise gegensätzliche Strömungen zusammen, die vom ‚häuslichen‘ über den ‚sozialen‘ bis hin zum politischen Feminismus reichten. Versuchten die häuslichen Feministinnen, privat und unorganisiert die familiären Arbeits- und Lebensbedingungen umzugestalten; so trugen die sozialen Feministinnen den Mythos der Mütterlichkeit hinaus in die Gesellschaft und kämpften dort in dessen Namen für eine Ausweitung ihres angestammten Wirkungsfeldes.<sup>152</sup> In ihren Wünschen, Worten und Ge-

bärden blieben sie allerdings der bürgerlichen Welt und dem männlichen Bildergewebe verhaftet, zu dessen Ornamentik sie selbst nicht wenig beitrugen. Sie waren die eifrigsten Verfechterinnen des ‚wahren Frauentums‘, das Frauen als sittsam und selbstlos konzipierte und sie auf Aufzucht und Ausgleich fixierte; und mit ihrem unermüdlichen Kampf für sexuelle Selbstkontrolle verhalfen sie letztlich dem disziplinierten „inner-directed man“ mit zum Durchbruch.<sup>153</sup> Ihre zivilisierenden Bemühungen beschränkten sich nicht auf die eigenen Kinder und Gatten. Sie trugen ihre Vorstellungen von Häuslichkeit und Mütterlichkeit auch in die Haushalte der Arbeiter, und Ratschläge anstatt Almosen verteilend, suchten sie während ihrer philanthropischen Visiten in „diesen Leuten den Wunsch nach anständiger Lebensführung zu wecken“.<sup>154</sup>

Die bürgerliche Frau war Opfer und Mittäterin, Rebellin und Komplizin zugleich. Wenn wir sie nicht mehr zum wehrlosen Opfer männlicher Imaginationen entmündigen und sie statt dessen als handelndes Subjekt begreifen, das manchmal verzweifelt, oft aber listig sich neue Freiräume zu erschleichen wußte, dann müssen wir auch die Auswirkungen weiblicher Machtausübung zur Kenntnis nehmen. An zwei Beispielen – der Umwandlung der medizinischen Pathologisierung des weiblichen Körpers in schützende Krankheit und der Verkehrung von Sittlichkeit und Triebsschwäche in eine empfängnisverhütende Methode – sollen im folgenden die Widerstands- und Verweigerungsstrategien bürgerlicher Frauen, aber auch die widersprüchlichen, oft paradoxen Folgen ihres Handelns nachgezeichnet werden. Mit einem Ausblick auf die Instrumentalisierung eines regressiv konzipierten Deutungssystems, dem die Frau als das nicht-differenzierte Gattungswesen galt, für den Aufbau einer weiblichen Gegenwart, wollen wir unsere Ausführungen beschließen.

### 5.1 Krankheit

Die Ärzte, die das weibliche Geschlecht als schlechthin krank erklärten, scheinen angesichts der weiblichen Gebrechen, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts beinahe epidemische Ausmaße annahmen, so unrecht nicht gehabt zu haben.<sup>155</sup> Catherine Beecher, die ihren Eindruck einer „delikateten“ weiblichen Konstitution auch empirisch bestätigt wissen wollte, gelangte zu einem alarmierenden Ergebnis:

„Milwaukee, Wisc. Mrs. A. oft Migräne. Mrs. B. sehr schwach. Mrs. S. gut, abgesehen von Erkältung. Mrs. L. immer bei schlechter Gesundheit. Mrs. D. oft Migräne. Mrs. B. bei sehr schlechter Gesundheit. Mrs. C. Schwindsucht. Mrs. A. Gebärmutterensenkung und allgemeine Schwäche. Mrs. H. Unterleibsprobleme und Husten. Mrs. B. immer krank. Kenne keine gesunde Frau am Ort.“<sup>156</sup>

Die weiblichen Körper scheinen auf die medizinische Pathologisierung der weiblichen Physiologie in der Art einer „self-fulfilling prophecy“ reagiert zu haben – im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden sie tatsächlich immer träger und fragiler, immer anfälliger und frigid. Krankheit, von den Medizinern als natürlicher Zustand des weiblichen Geschlechts diagnostiziert, stellte aber auch eine der wenigen sozial akzeptierten Fluchtmöglichkeiten dar, verband Gefügigkeit mit heimlicher Verweigerung. Jene Krankheiten, die vorzugsweise Frauen befielen und sie zwangen, unpäßlich familiären Freuden und Pflichten zu entsagen, zeichneten sich denn auch durch diffuse Symptome aus<sup>157</sup>:

„Die Frau wird bleich und dünn [...]. Alles ermüdet sie – Nähen, Schreiben, Lesen, Spazieren – und nach und nach ist das Sofa oder das Bett ihr einziger Trost. Jede Anstrengung wird teuer bezahlt, und, ihren eigenen Aussagen zufolge, fühlt sie sich weh und wund, leidet unter Schlaflosigkeit und benötigt unablässig Stimulanzen und Stärkungsmittel.“<sup>158</sup>

Am Beispiel einer klassischen Frauenkrankheit – der Hysterie – läßt sich nicht nur die Verkehrung von Krankheitsstereotyp in Widerstand, sondern auch dessen kulturelle Formung nachzeichnen. Die Hysterika zerriß nicht das kulturelle Gewebe, das um Frauen gesponnen worden war, sondern hielt der Gesellschaft ein fratzenhaftes Spiegelbild der Weiblichkeit vor Augen; die hysterische Frau war ein Produkt ihrer Kultur und zugleich deren Anklage.<sup>159</sup>

Die Hysterie galt als ein rätselhaftes und weitverbreitetes Leiden, das vorzugsweise den weiblichen Körper heimsuchte.<sup>160</sup> Scharen von Medizinern machten sich daran, das in ihr und der Frau verborgene Geheimnis zu ergründen. Mit „ämsigstem Sammlerfleiß“ trugen sie eine Fülle von Material über die hysterische Frau zusammen, um schließlich resigniert feststellen zu müssen, daß „keiner von uns das weibliche Herz bis in seine Tiefen erschaut“, denn „das Weib ist stark im Scheitern“.<sup>161</sup> Sie beobachteten und diagnostizierten, ordneten, klassifizierten und analysierten und schufen schließlich eine Krankenrolle, der sie Symptome zuordneten, die von „Schimpfparoxysmen“ über Gefühllosigkeit, Kopfschmerzen und Übelkeit bis hin zum „Arc de cercle“ reichten. Wollte man noch zu Beginn des Jahrhunderts die Hysterie an körperlichen Symptomen festmachen, so begann sich später eine hysterische Charakterstruktur abzuzeichnen. Die Hysterika wurde als labil, narzißtisch, egoistisch und tyrannisch beschrieben – so auch von Krafft-Ebing, dem die Kranken als „launenhaft“ erschienen,

„wechselnd in ihren Zu- und Abneigungen gegen Personen und Objekte. Die Begehungen können sehr heftig sein (Gelüste) gleichwie Verabscheuungen. [...]

Sie werden damit Egoisten, unempfindlich gegen das Leiden Anderer. Besorgt um das eigene Wohl und Wehe, werden sie stumpf in ihren socialen und ethischen Gefühlen, gleichgültig gegen ihre Pflichten, gegen das Wohl der Angehörigen.“<sup>162</sup>

Doch so sehr sich die Ärzte auch bemühten, ein festumrissenes Krankheitsbild nachzuweisen, die Hysterie und die von ihr befallene Frau entglitten ihnen immer wieder. Klagte die Patientin an einem Tag über Lähmungen am Arm, so waren es am nächsten Kopf- und Gliederschmerzen, die sie zwangen, das Bett zu hüten. Ebenso erfolglos waren die Mediziner bei ihrer Suche nach organischen Krankheitsursachen. Die alte Uterustheorie, die den Ursprung der Krankheit in der Gebärmutter angesiedelt hatte, wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts durch die These einer notorischen Schwäche des weiblichen Nervensystems ersetzt. Die Hysterie, die vorzugsweise die Nerven des weiblichen Geschlechts befiel, galt nun als Beweis für dessen „nervliche Minderwertigkeit“.<sup>163</sup> Klare Befunde fanden sich freilich keine; und manche Ärzte konnten sich des Verdachts nicht erwehren, daß es sich bei der Hysterie oft um „ordinäre Simulation“ handele. Sie entdeckten bei ihren Patientinnen eine „versteckte Hinterhältigkeit“ und beschuldigten diese, hinterlistig ihre „Pflichten in allen Lebensbereichen zu vernachlässigen“.<sup>164</sup> Häufig hatten sie mit „Eigensinn, passivem Widerstand und der vielleicht selbst nicht eingestandenen Lust am Kranksein zu kämpfen“.<sup>165</sup> Kraepelin konstatierte zwar hochgradige „moralische Verblödung“, aber:

„Die Intelligenz und das Gedächtnis pflegen durch die Hysterie, selbst bei sehr langem Bestehen, nicht wesentlich zu leiden; vielmehr lassen beide in einzelnen Fällen sogar eine frappierende Schärfe erkennen.“<sup>166</sup>

Trotz ihres Unmuts waren die Ärzte die heimlichen Fluchthelfer der hysterischen Frau. In Schriften und Vorträgen beschrieben sie wirklichkeitsnah und imitierbar die Symptome, derer sich die Hysterikerin im geeigneten Moment zu bedienen wußte, und indem sie ihr Verhalten als krankhaft diagnostizierten, räumten sie ihr das Recht ein, Pflichten zu vernachlässigen und unverhüllt bislang gedrosselte Wünsche auszuleben – Aufmerksamkeit zu verlangen anstatt sie zu geben, zu dominieren anstatt zu gehorchen. Mit der Diagnose Hysterie wurde Auflehnung in Krankheit, „Badness in Sickness“ verwandelt.<sup>167</sup> Denn was für manche Frauen ein Schutz sein konnte, barg gleichzeitig die Tendenz der Medikalisierung und Psychiatisierung weiblicher Widerspenstigkeit in sich. Die Familie als eine Institution, die von sich selbst behauptet, keine zu sein, die sich als Ort der Freiheit und Gleichheit definiert, erlaubt keine Kritik, die Aussicht hat, als berechnete aufzutreten.<sup>168</sup> Kritik an der Familie kann nur als Symptom

gelesen werden, Ausbruchsversuche müssen Zeichen von Irrsinn sein.<sup>169</sup>

In der schillernden Krankheit Hysterie liefen weibliches Leiden und weibliche Auflehnung, medizinische Kontrolle und männliche Misogynie unentwirrbar zusammen. Heute läßt sich kaum sicherer als damals entscheiden, ob die Bedeutung, die die Hysterie im öffentlichen Bewußtsein des 19. Jahrhunderts erlangte, auf einer zunehmenden Psychiatisierung weiblicher Aufsässigkeit oder auf einem tatsächlichen Anstieg der Krankheit beruhte, oder ob nicht drittens immer mehr Frauen Krankheit vortäuschten, um familiären und sexuellen Anforderungen zu entfliehen. Doch ob Leiden oder List – unter dem Schutz der ärztlichen Diagnose entwanden sich nicht wenige Frauen den Fesseln ihrer Familie und artikulierten in der Sprache der Hysterie ihre Unzufriedenheit, Überforderung und Aggression.<sup>170</sup> Unter der „Eisrinde“ der Selbstaufgabe brodelte – wie Ideler 1840 mit bemerkenswerter Einfühlungsgabe feststellte – ein „Vulkan“, dessen „gepreßte Flamme um so wilder auflodert“, je mehr „das Weib, unvermögend seine Absichten autokratisch durchzusetzen, sie und seine Neigungen in der Brust verschließen“ muß.<sup>171</sup>

## 5.2 Moralisierung

Die medizinischen Theorien, denen weibliche Physiologie und Anatomie als schlechthin pathogen galten, schienen nicht nur das Körperbild der Frau, sondern auch – durchaus unbeabsichtigt – ihr Reproduktionsverhalten zu beeinflussen: In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stellten Zeitgenossen einen alarmierenden Rückgang der Geburtenziffern fest, den nicht wenige mit der Verschlechterung des weiblichen Gesundheitszustandes in Verbindung brachten. In Mitteleuropa begann sich die Geburtenrate im letzten Drittel des Jahrhunderts rapide zu verringern, und in den USA, wo der Geburtenrückgang bereits zu Beginn des Jahrhunderts eingesetzt hatte, nahm die durchschnittliche Kinderzahl einer weißen Frau im Verlauf des Jahrhunderts rund um die Hälfte ab.<sup>172</sup> Die folgenden Ausführungen beziehen sich vorwiegend auf den angelsächsischen Raum und klammern insbesondere Frankreich aus, wo sich eine neue demographische Struktur bereits Ende des 18. Jahrhunderts durchsetzte und die frühe Verbreitung malthusianischen Verhaltens allem Anschein nach von einer geringeren ‚Enterotisierung‘ des Ehelebens begleitet war als in protestantisch-puritanischen Ländern.<sup>173</sup>

Bereits zeitgenössische Demographen stellten fest, daß der Geburtenrückgang vor allem auf einer Verringerung der ehelichen Fruchtbarkeit beruhte und gerade in „wohlhabenderen und kulturell höher

stehenden Kreisen“<sup>174</sup> ein erschreckendes Ausmaß angenommen habe. Über die Ursachen des Geburtenrückgangs herrschte allerdings Uneinigkeit. Während Mombert eine negative Korrelation zwischen „Höhe der Spartätigkeit und Höhe der Fruchtbarkeit“ feststellte und diese damit erklärte, daß mit steigendem Wohlstand auch „Besonnenheit und Selbstbeherrschung“ wachsen<sup>175</sup>, bestritten andere die These einer bewußten Geburtenplanung und nahmen vielmehr einen Zusammenhang zwischen „Kapitalansammlung“ und „Schwäche im Zeugungsgeschäft“<sup>176</sup> an. Die dritten schließlich machten die Emanzipationsgelüste der Frauen für den Geburtenrückgang verantwortlich und schienen damit so unrecht nicht gehabt zu haben.<sup>177</sup> Scott Smith zufolge verdankt sich der Geburtenrückgang zu einem großen Teil dem Wunsch der Frauen nach Autonomie sowie ihrer Macht, den Gatten zu sexueller Zurückhaltung zu zwingen oder zu überreden.<sup>178</sup> Denn obwohl Verhütungsmittel – wie die Inseminate, die „Französische Arzneien und Utensilien“ anpriesen, nahelegen – bekannt waren, scheinen bis Ende des Jahrhunderts (periodische) Enthaltensamkeit und Koitus interruptus die beiden gängigsten Praktiken gewesen zu sein<sup>179</sup> – Praktiken, die sich bekanntlich nicht gegen den Willen des Mannes durchsetzen lassen.<sup>180</sup>

Die bürgerlichen Frauenorganisationen lehnten sogar den Koitus interruptus ab und propagierten eine ‚natürliche‘ Geburtenkontrolle, deren Wirksamkeit letztlich auf einer Entsexualisierung der ehelichen Beziehung beruhte. Die Mittel, die sie empfahlen, reichten von periodischer Enthaltensamkeit über Keuschheit bis hin zu dem, was Acton den „Geist des Ungehorsams“ genannt hat, und selbst Frigidität konnte in einer Zeit, in der Mediziner in Analogie zur männlichen Sexualität eine ursächliche Beziehung zwischen Lust und Konzeption postulierten, als empfängnisverhütende Methode gelten.<sup>181</sup> Im Namen der offiziellen Sexualmoral, der die Frau als sexlose Hüterin von Tugend und Moral galt, wiesen bürgerliche Frauen die nächtlichen Annäherungsversuche des Gatten zurück und verbreiteten im ehelichen Schlafgemach mit protestantischer Gründlichkeit puritanischen Mief. Die offensichtlich erfolgreiche Bändigung der (e)hewännlichen Sexualität beruhte jedoch nicht allein, wie Scott Smith mit seiner These eines „häuslichen Feminismus“ behauptet, auf dem wachsenden weiblichen Einfluß innerhalb der häuslichen Sphäre, sondern verdankt sich nicht minder den sexuellen Ängsten des Mannes. Die Prüderie der Gattin dürfte der ökonomischen Spermienkalkulation des Gatten entgegengekommen sein, dem bei zu „großer Verausgabung des Samenergusses“ der finanzielle, physische und psychische Bankrott drohte. Die Taktik, den Ehemann hinterlistig an die Gefahren zu erinnern, die ihm aus einer ungezügelter Sexualität erwachsen, erwies

sich denn auch als eine wirksame psychologische Waffe. Die sexuellen Exzesse würden nicht nur die Frauen zu einem Lustobjekt degradieren, gab Sarah Grimké den Männern zu bedenken, sondern hätten auch eine debilisierende Wirkung auf die männliche Vernunft, denn

„die große Wahrheit, daß die konzentrierteste Flüssigkeit des Körpers sowohl bei der Produktion von großen Gedanken und Ideen wie auch bei der Reproduktion der Gattung eine Aufgabe zu erfüllen hat, ist zu wenig bekannt und wird als zu wenig wichtig eingeschätzt. Deren verschwundene Vergeudung durch legalisierte Unzucht hat den Intellekt des Mannes verkümmern lassen.“<sup>182</sup>

Die bürgerlichen Frauen entdeckten jedoch bald, daß der nächtliche Kampf im puritanischen Schlafgemach zu seiner Unterstützung einer öffentlichen Kampagne bedurfte, die – obwohl sie sich dabei der traditionellen Methode einer äußeren Verhaltenskontrolle bedienten – über eine Veränderung der Virilitätsvorstellungen des Mannes auf eine tiefgreifende Umformung seines Sexualverhaltens zielte. Bereits in den dreißiger Jahren schlossen sich amerikanische Frauen in Sittlichkeitsvereinen zusammen, um, ebenso männer- wie sexualfeindlich, alle „unkeuschen Gefühle und liederlichen Sitten“ auszurotten.<sup>183</sup> Öffentlich denunzierten sie jene „wollüstigen Männer“, die „dreist“ und „vorsätzlich“ ein „knospendes“ und „unschuldig“ Mädchen geschändet hatten.<sup>184</sup> Sie kämpften gegen Prostitution und vorehelichen Geschlechtsverkehr, stürmten zwielfichtige Spelunken und jene Bordelle, in die sich ihre Gatten lust- oder ‚gesundheitshalber‘ offenbar nicht selten zu retten schienen.<sup>185</sup> Unterstützt von Geistlichen und Medizinem attackierten sie das traditionelle Bild des sexuell aggressiven, potenten Mannes und propagierten an dessen Stelle ein neues, dem Modell der theoretischen Weiblichkeit nachgezeichnetes Männlichkeitsideal, das Virilität nun mit sexueller Enthaltsamkeit verknüpfte. Selbstbeherrschung gebe

„einem Mann jenes Bewußtsein seiner Würde, seiner Aufgabe als Oberhaupt und Herrscher und seiner Bedeutung [...], welches für das Gedeihen der Familie und durch sie der Gesellschaft selbst absolut unerlässlich ist. Sie ist eine Macht, ein Privileg, auf welches der Mann stolz ist und stolz sein kann.“<sup>186</sup>

In ihren Moralisierungskampagnen instrumentalisierten die Puritanerinnen das herrschende Weiblichkeitsideal, kompensierten sie gesellschaftliche Ohnmacht durch moralische Macht. Sie übernahmen die männliche Deutung ihrer Sexualität und schienen sich selbst als asexuell und leidenschaftslos zu begreifen, doch sie erhoben das weibliche Sexualverhalten zur verbindlichen Norm und verurteilten im Namen ihrer sittlichen Überlegenheit die „animalischen Leidenschaften“ des Mannes als widernatürlich und moralisch verwerflich.<sup>187</sup> In



ihrem militanten Kreuzzug gegen die gesellschaftliche Doppelmoral, die bei Männern billigte, was Frauen verboten war, forderten sie nicht mehr Rechte für die Frau, sondern gleiche Pflichten für den Mann und gehörten damit zu den eifrigsten Verfechterinnen einer Sexualideologie, die Selbstkontrolle zum obersten moralischen Gebot erklärte und beiden Geschlechtern eine harte sexuelle Repression abverlangte.

Die Moralisierungskampagnen der Puritanerinnen standen jedoch nicht nur im Dienste der natürlichen Geburtenkontrolle, sondern lassen sich gleichzeitig als eine auf ‚marktwirtschaftlichen‘ Kalkülen beruhende häusliche Machtpolitik interpretieren: Die intrafamiliäre Machtposition der Frau bestimmt sich in tauschtheoretischer Sicht nach dem Verhältnis zwischen weiblichen (Reproduktion) und männlichen Leistungen (Geld) und steht in umgekehrtem Verhältnis zur Substituierbarkeit des weiblichen Ressourcenbeitrages.<sup>188</sup> Da im bürgerlichen Haushalt des 19. Jahrhunderts die häusliche Handarbeit zu einem großen Teil von Dienstboten verrichtet wurde, war neben der Kindererziehung die Sexualität (und Reproduktionsfähigkeit) der Frau die wichtigste weibliche Ressource, deren Machtpotential jedoch eng an eine restriktive Sexualmoral gebunden war – an eine Sexualmoral, die eine Substitution der ehelichen Sexualität durch Prostitution verbot und der Ehefrau das Recht zugestand, über die Häufigkeit des ehelichen Geschlechtsverkehrs zu entscheiden.<sup>189</sup> Die weiblichen Moralisierungskampagnen lassen sich somit auch als eine Monopolisierungsstrategie lesen, als eine Politik der künstlichen Verknappung der ‚Ware‘ Sexualität: Während der Kampf gegen Prostitution und außer-ehelichen Geschlechtsverkehr auf eine Ausschaltung der Konkurrenz zielte, diente die sexuelle Zurückhaltung und Prüderie der Ehefrau einer Verknappung des sexuellen Angebotes innerhalb der Ehe.<sup>190</sup>

Freilich waren die Folgen der puritanischen Moralisierungskampagnen, in denen sich weibliche Militanz und frühe Bigotterie aufs innigste verschränkten, äußerst zwiespältig. Die bürgerlichen Frauen, die öffentlich als Moralreformerinnen und privat als Mütter für die gesellschaftliche Durchsetzung einer sexuellen Selbstkontrolle gekämpft hatten, trugen damit maßgeblich zur Verbreitung jener asketischen „Ethik der Entsagung“ bei, die Sparsamkeit zu einem Selbstzweck erhob und deren Funktion eher darin bestand, wie Freud mit neidischem Seitenblick auf die „dicke Haut“ und den „leichten Sinn“ der Anderen Klasse schrieb, „Leid von uns abzuhalten, als uns Genuß zu verschaffen“.<sup>191</sup> Im Gegensatz zur ‚Strukturpolitik‘ der politischen Feministinnen, die über grundlegende strukturelle Veränderungen die gesellschaftliche Situation der Frau zu verbessern suchten, lassen sich die meisten Aktivitäten der Moralreformerinnen als eine ‚Kulturpolitik‘ charakterisieren, indem sie über eine Umwandlung gesell-

schaftlicher Werte – über eine Feminisierung der Moral – die familiären Arbeits- und Lebensbedingungen zu verändern suchten.<sup>192</sup> Ihre Forderungen blieben letztlich familienbezogen und galten vor allem im letzten Drittel des Jahrhunderts einer Verteidigung der Familie und der traditionellen Rolle der Frau.<sup>193</sup> Obwohl sie öffentlich zum Kulturkampf gegen die männliche Welt aufriefen, stellten sie die Zweiteilung der Gesellschaft in eine weiblich-häusliche und eine männlich-gesellschaftliche Sphäre nicht in Frage, sondern trugen im Gegenteil zu deren Verfestigung bei.<sup>194</sup> Der bürgerliche Komplementaritätsmythos, in dessen Namen sie die familiären Rechte der Frau einklagten, formte ihre Gedanken und begrenzte ihre Wünsche.

## 6. Grenzen der Gegenwart

Die Bürgerinnen des 19. Jahrhunderts übernahmen die Losung der Französischen Revolution, ersetzten Brüderlichkeit durch Schwesterlichkeit und strichen – wie einst die Männer – das Postulat einer Gleichheit der Geschlechter. Schwesterlichkeit, das Leitmotiv sämtlicher Frauenorganisationen vom „Mütterverein“ über die „Freundinnen junger Mädchen“ bis hin zur Wahlrechtsbewegung, war ein vielschichtiger Begriff, der praktizierte Solidarität mit der ‚Gefallenen‘ ebenso umfaßte wie den Traum einer weiblichen Kulturrevolution und auf dem unerschütterlichen Glauben an eine weibliche Sonderart, eine allen Frauen gemeinsame Wesensart beruhte.

Freilich haben sich Frauen immer schon auf ihr Geschlecht und auf einander bezogen, doch im 19. Jahrhundert nahm das weibliche Selbstverständnis eine qualitativ neue Gestalt an. Während Frauen sich früher in der vertrauten Weiberwelt des Dorfes verorteten oder standesbewußte Gruppen bildeten, ihr frauenspezifisches Bewußtsein also konkret und partikularistisch war, fühlten sich bürgerliche Frauen des 19. Jahrhunderts einer Klassen und Zeiten transzendierenden weiblichen Welt zugehörig, entwickelten sie zum ersten Mal in der Geschichte die an abstrakten Idealen orientierte Idee einer universellen Schwesterlichkeit.

Dieser Prozeß, der in Anlehnung an E. P. Thompsons berühmte Wendung „The Making of the Women’s Caste“ genannt werden könnte, hat recht unterschiedliche Erklärungen gefunden. Während ältere Ansätze sich auf das Bewegungselement konzentrierten und bürgerliche wie proletarische Frauenbewegung entweder mit dem allgemeinen ‚Fortschritt‘ der Gattung assoziierten oder aber der ‚Logik des Kapitals‘ subsumierten, neigt die neuere Frauenforschung dazu, die Ursachen für die Universalisierung eines weiblichen Selbstverständnisses

ausschließlich auf der Frauenseite zu suchen. Hierbei lassen sich drei Erklärungsstränge unterscheiden: 1. ein struktureller Ansatz, der die Entstehung eines frauenspezifischen, im weitesten Sinne feministischen Bewußtseins auf die Ähnlichkeit weiblicher Erfahrungen in einer geschlechtssegregierten Welt zurückführt; 2. ein Erklärungsversuch, der die interaktive Ebene in den Vordergrund stellt und die Kommunikationsmöglichkeiten in weiblichen Beziehungen und Vereinen, die zu einer Verallgemeinerung individueller Erfahrungen führten, als wesentlichsten Faktor bezeichnet; 3. schließlich ein kulturtheoretischer Ansatz, dem die Entwicklung eines feministischen Bewußtseins als konsequente Folgeerscheinung der zu Beginn des Jahrhunderts aufkommenden Theorie der biologisch fundierten universalen Geschlechtscharaktere gilt.<sup>195</sup>

Gewiß haben Verinnerlichung und Stilisierung der männlich-scientifischen Theorie eines allgemeinen Geschlechtscharakters ebenso zur Vorstellung einer weiblichen Sonderart beigetragen wie die – freilich überschätzte – strukturelle Angleichung weiblicher Lebenszusammenhänge und der kollektive Lernprozeß innerhalb von homo-sozialen Gegenwelten, Freundschaften und Vereinen. Ohne gegenseitige Vermittlung und Erweiterung greifen die verschiedenen Erklärungsartikeln allerdings zu kurz; sie müßten miteinander verschränkt und in ein allgemeines (aber diesmal auch für Frauen zutreffendes) modernisierungstheoretisches Gerüst eingebaut werden. Denn wesentliche Charakteristika – Universalismus, Szientismus, Fortschrittsgläubigkeit und Zukunftsorientierung – teilt die entstehende feministische Theorie mit den anderen großen „Zukunftsreligionen“ des 19. Jahrhunderts.<sup>196</sup> Gleichwohl gibt es einen bedeutsamen Unterschied: Während die Verschärfung der Klassengegensätze auf der Männerseite den Begriff der Brüderlichkeit verblassen ließ und statt dessen in der Arbeiterbewegung das Gleichheitspostulat, bei den Bürgern eine verkümmerte Freiheitsrhetorik in den Vordergrund rückte, führte eine klassenspezifisch nicht differenzierende kulturelle Rollenvorgabe auf der Frauenseite unter anderem dazu, daß die weibliche Losung nicht Gleichheit oder Freiheit, sondern Schwesterlichkeit hieß. Diese war zunächst die einzig mögliche ‚moderne‘ Option, da Auswege in Richtung Freiheit und Gleichheit in zunehmendem Maße ideologisch und faktisch verbaut wurden und bekanntlich erst freigeräumt werden mußten. Die Propagierung dieser auf einer fiktiven Homogenität beruhenden Schwesterlichkeit mußte zu realitätsblinden Negationen führen, die ihre eigenen paradoxen Folgen zeitigten.

Der erste große Zusammenprall von schwesterlichen Idealen und alltäglicher Wirklichkeit war die Dienstbotenfrage, aber auch in den Frauenorganisationen selbst mußte eine biologistische Verschleierung

sozialer Unterschiede zu Konflikten führen, wie Nancy Schrom Dye am Beispiel einer New Yorker Frauengewerkschaft zeigt. Daß die Aufgabe, ein klassenübergreifendes Bündnis zwischen Frauen der Arbeiterschaft und des Bürgertums zu schaffen, überhaupt in Angriff genommen wurde, erklärt sich aus der kulturellen und teilweise auch strukturellen Dominanz der Geschlechtszugehörigkeit für Frauen. Dennoch waren es zwei moderne ‚Mythen‘, die hier aufeinanderstießen und – neben den evidenteren sozialen Fallstricken – das Bündnis untergraben mußten: der ‚Klassenmythos‘ der Arbeiterbewegung, die das Geschlecht dem Klassenstatus unterordnete und die Lösung der Frauenfrage einer erträumten Zukunft proletarischer Machtergreifung überantwortete, und der ‚Geschlechtermythos‘ der bürgerlichen Frauenbewegung, die umgekehrt die Klassenzugehörigkeit als unwesentlich erachtete und für die Lösung der sozialen Probleme auf eine weibliche Kulturrevolution vertraute.

Die Unterordnung der Klassenproblematik unter geschlechtsspezifische Solidaritäten in bürgerlicheren Kreisen wie die Definition der Frauenfrage als Teil der sozialen Frage in der Arbeiterbewegung hatten freilich beide eine Negation der ‚Männerfrage‘ zur Folge. Während sich alle möglichen Sorten Männer um die rechtlichen, sittlichen, ökonomischen, politischen, psychischen, physischen, demographischen Bedingungen, Folgen und Seitenaspekte der Frauenfrage kümmerten und kümmern, haben sich Frauen immer wieder in den Fangarmen ihres eigenen Geschlechtermythos verstrickt, haben intrapunitiv die Folgen des modernen Widerspruchs zwischen Individuationsprinzip und Biologisierung der Weiblichkeit allein auf sich geladen, haben sich angesichts des Auseinanderklaffens von Personen- und Mütterlichkeitskult auf das einzige genuin weibliche moderne Postulat, die Schwesterlichkeit, besonnen und sind über deren Scheitern ins Lamentieren geraten.

Vom Drehbuch der „Dialektik der Aufklärung“ viel widersprüchlicher in Regie genommen als die Männer, haben sie sich noch in ihren Listen oft einer fernen Dramaturgie gefügt, die nicht länger umgangen oder hintertrieben werden kann, sondern begriffen und abgebaut werden muß.<sup>197</sup> Es ist an der Zeit, die Vervielfältigung der strukturellen Möglichkeiten zu nutzen, sich nicht länger mit einem einzigen Glücksprinzip zu begnügen – sei es die metropolitane Selbststilisierung, die vorindustrielle Erdennähe oder die kleinstädtische Mütterlichkeitsidylle –, sondern Kombinationen zu ersinnen und das Repertoire zu erweitern. Und es ist an der Zeit, sich um die Männerfrage zu kümmern, historisch, politisch, sittlich und so weiter – vom stehenden Heer über Maschinerie & Männlichkeit bis zum Vaterschaftskult.

## Anmerkungen

Wir danken Emmi Tänzer, Ada Kaufmann, Aglaia Hartig und Rudolf Lüscher, ohne deren Vorbild, Zuspruch oder Hilfe dieses Buch nicht zustande gekommen wäre.

- 1 N. Z. Davis, „Women's History in Transition. The European Case“, in: *Feminist Studies*, 3, 1976, 83-103.
- 2 Vgl. Y.-M. Bercé, *Croquants et nu-pieds. Les soulèvements paysans en France du XVI<sup>e</sup> au XIX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1974; ders., *Fête et révolte. Des mentalités populaires du XVI<sup>e</sup> au XVIII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1976; Louise A. Tilly, „The Food Riots as a Form of Political Conflict in France“, in: *Journal of Interdisciplinary History*, 2, 1971, 23-57; *Crimes et criminalités en France sous l'Ancien régime, XVII<sup>e</sup>-XVIII<sup>e</sup> siècles* (Cahiers des Annales 33), Paris 1971; Olwen Hufton, *Europe: Privilege and Protest 1730-1789*, Brighton 1980; P. Pilheam, „Popular Violence in Provincial France after the 1830-Revolution“, in: *The English Historical Review*, 359, 1976, S. 283 ff.; J. Stevenson, „Food Riots in England, 1792-1818“, in: J. Stevenson und R. Quinault, *Popular Protest and Public Order*, London 1974; Alan Booth, „Food Riots in the North-West of England 1790-1801“, in: *Past and Present*, 77, 1977, 84-107; E. P. Thompson, „Die ‚sittliche Ökonomie‘ der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert“, in: D. Puls (Hrsg.), *Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert*, Frankfurt 1979, 13-80; Carol. Z. Wiener, „Sex Roles and Crime in Late Elizabethan Hertfordshire“, in: *Journal of Social History*, 9, 1975, 38-60.
- 3 C. Tilly, „Hauptformen kollektiver Aktion in Westeuropa, 1500-1975“, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 3, 1977, 153-163.
- 4 Vgl. exemplarisch den Aufsatz von N. Z. Davis, „Women on Top“, in: dies., *Society and Culture in Early Modern France*, Stanford 1975.
- 5 Hungerunruhen verschwanden in England rapide nach 1820, in Frankreich und Deutschland nach 1850 und dauerten nur in Teilen Spaniens und Italiens bis ins 20. Jahrhundert an. Vgl. C. Tilly, „Hauptformen“, a.a.O.; zur Entwicklung in Frankreich auch M. Perrot, „Rebellische Weiber“, in diesem Band, S. 71 ff.
- 6 Vgl. O. Hufton, „Die Schattenseite der Französischen Revolution“, in diesem Bd. S. 138 ff. und die dort angegebene Literatur; zudem Albert Soboul, „Femmes militantes des sections parisiennes en l'an II“, in: ders., *Comprendre la Révolution française*, Paris 1981, 203-214; M. Albistur und D. Armogathe, *Histoire du féminisme français*, Paris 1977, 223-238; P.-M. Duhet, *Les femmes et la Révolution*, Paris 1971.
- 7 D. Thompson, „Spurensicherung“, in diesem Bd., S. 160 ff.
- 8 Beispielsweise aus der sozialreligiösen Sektenbewegung des späten Mittelalters. Vgl. G. Koch, *Frauenfrage und Ketzertum im Mittelalter: Die Frauenbewegung des Katharismus und des Waldensertums und ihre sozialen Wurzeln*, Berlin 1962; E. Werner, „Die Stellung der Katharer zur Frau“, in: *Studi medievali*, 3, 1961, 295-311.
- 9 Vgl. die Protestdefinition von H. Volkmann („Kategorien des sozialen Protests im Vormärz“, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 3, 1977, 164-189), der sozialen Protest mittels der Dimensionen der Ereignishaftigkeit, der Kollektivität, der Illegalität und der Direktheit definiert, aber im Unter-

schied zu den Tillys Gewalt nicht in seinen Kriterienkatalog einbezieht (C., L. und R. Tilly, *The Rebellious Century, 1830-1930*, Cambridge 1975).

Solche Definitionen setzen jedoch eine klare Abgrenzung von individuellem Widerstand und kollektiver Aktion sowie von Legalität und Illegalität voraus, die nicht unproblematisch erscheint. Eine Analyse sozialen Widerstandes, die bei ihrer Bestimmung von legalem und illegalem Verhalten auf die geltenden Gesetze des Staates abstellt, klammert die sozial überlieferte Grenzziehung aus, die sich insbesondere in einer Zeit sozialen Wandels nicht unbedingt mit der staatlichen Norm decken muß. Vgl. u. a. E. P. Thompson, *Whigs and Hunters. The Origin of the Black Act*, London 1975. D. Blasius (*Kriminalität und Alltag*, Göttingen 1978) deutet die oft von einzelnen begangenen Holzdiebstähle als Ausdruck sozialen Protests.

- 10 Wie neuerdings P. Hüttenberger vorgeschlagen hat: „Vorüberlegungen zum Widerstandsbegriff“, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 3: *Theorien in der Praxis des Historikers*, 113-139.
- 11 R. Cloward und F. Fox Piven, „Hidden Protest: The Channeling of Female Innovation and Resistance“, in: *Signs*, 4, 1979, 651-669. Vgl. auch dies., *Aufstand der Armen*, Frankfurt 1981.
- 12 Insbesondere E. Shorter, „Women's Work: What Difference Did Capitalism Make?“, in: *Theory and Society*, 3, 1976, 513-527; ders., „Illegitimacy, Sexual Revolution, and Social Change in Europe, 1750-1900“, in: *Journal of Interdisciplinary History*, 2, 1971, 231-272; ders., „Female Emancipation, Birth-Control, and Fertility in European History“, in: *American Historical Review*, 78, 1973, 605-640.
- 13 Vgl. auch L. Tilly und J. W. Scott, *Women, Work & Family*, New York 1978; L. Tilly, „The Family and Change“, in: *Theory and Society*, 5, 1978, 421-434.
- 14 Ivy Pinchbeck, *Women Workers and the Industrial Revolution, 1750-1850*, London 1930,<sup>2</sup> 1969.
- 15 Der Einwand, objektive Zwänge und deren familiensprengende Wirkungen zu unterschätzen und die Diffusion des bürgerlichen Familienbildes in den unteren Schichten zu vernachlässigen, ist öfters gegen Scott/Tilly erhoben worden. Siehe u. a. M. L. Shanley, „The History of the Family in Modern England“, in: *Signs*, 4, 1979, 740-750.
- 16 Vgl. Pinchbeck, *Women Workers*, a.a.O., S. 27 ff.
- 17 Vgl. Jeremias Gotthelf, *Wie Uli der Knecht glücklich wird*, Basel 1948., ders., *Uli der Pächter*, Basel 1978. Vgl. auch I. Boesch und C. von Waldkirch, „Arme Weiber sind wir, aber schlauer als ihr denkt!“ *Die Bäuerin im Emmental*, Ms., Zürich 1979.
- 18 Vgl. auch M. Perrot, *Les ouvriers en grève*, 2 Bde., Paris 1974.
- 19 Vgl. H. Grubitzsch und L. Lacpagan, „Freiheit für die Frauen – Freiheit für das Volk!“ *Sozialistische Frauen in Frankreich 1830-1848*, Frankfurt 1980; Albistur/Armogathe, *Histoire du féminisme français*, a.a.O., S. 279 ff.
- 20 Paule-Marie Duhet, *Les femmes et la Révolution*, a.a.O., S. 11.
- 21 Vgl. auch D. Thompson, *The Early Chartists*, London 1972.
- 22 Zum Wandel der Frauenarbeit, vgl. 2.2, *Exkurs*, S. 21 ff.; zur Hausarbeit 4.3, S. 36 ff.
- 23 Vgl. auch Peter Stearns, *Arbeiterleben. Industriearbeit und Alltag in Europa 1890-1914*, Frankfurt/New York 1980; ders. und D. J. Walkowitz (Hrsg.), *Workers in the Industrial Revolution*, New Jersey 1974.
- 24 Zu Amerika vgl. Anm. 42.

- 25 Zur Stellung der Frauen in der Familienwirtschaft vgl. Pinchbeck, *Women Workers*, a.a.O., S. 7-110; Alice Clark, *Working Life of Women in the Seventeenth-Century*, London 1968; Olwen Hufton, „Women and the Family Economy in 18th-Century France“, in: *French Historical Studies*, 9, 1975; Tilly/Scott, *Women, Work & Family*, a.a.O., S. 1-60. Zur Segregation und Machtverteilung siehe: L. Lamphere, „Strategies, Cooperation, and Conflict Among Women in Domestic Groups“, in: M. Z. Rosaldo und L. Lamphere (Hrsg.), *Woman, Culture, and Society*, Stanford 1974, 97-112; R. Reiter, „Men and Women in the South of France: Public and Private Domains“, in: R. Reiter (Hrsg.), *Toward an Anthropology of Women*, New York 1975, 252-282; L. Roubin, „Espace masculin, espace féminin en communautés provençales“, in: *Annales E.S.C.*, 25, 1970, 537-560; M. Segalen (Hrsg.), *Mari et femme dans la France rurale traditionnelle*, Paris 1973.
- 26 Susan Carol Rogers, „Female Forms of Power and the Myth of Male Dominance: A Model of Female/Male Interaction in Peasant Society“, in: *American Ethnologist*, 2, 1975, 727-757, S. 730 (Hervorhebung von uns, H./H.). Wir verweisen für genauere Angaben auf ihren Artikel und die darin zitierte ethnologische und anthropologische Literatur.
- 27 Jeremias Gotthelf, *Die Käseerei in der Vebfreude* [1850], Basel 1978 (herausgegeben und eingeleitet von Adolf Muschg), S. 44.
- 28 Ebd., S. 39.
- 29 Die Milchwirtschaft war meistens, aber nicht immer weibliche Domäne; zu den englischen *Dairywomen* vgl. Pinchbeck, *Women Workers*, a.a.O., S. 10 ff.
- 30 J. Gotthelf, *Die Käseerei in der Vebfreude*, a.a.O., S. 461.
- 31 Vgl. dagegen die schöne große Beschreibung Tschajanows, *Reise meines Bruders Alexej ins Land der bäuerlichen Utopie*, Frankfurt 1980.
- 32 Dieses und die folgenden Zitate aus: B. Heintz, *Erstes Gespräch mit Erna*, Ms., Zürich 1979, S. 6 ff.
- 33 B. Heintz, *Off-Interview mit Erna Brunner* (zum Film „Ich fühle mich mindestens soviel wie er“, Fernsehen DRS, 1980), S. 17.
- 34 Vgl. Rudolf Braun, *Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderung der Lebensform in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800*, Erlenbach und Stuttgart 1960; P. Kriedte u. a., *Industrialisierung vor der Industrialisierung: Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977.
- 35 Hans Medick, „Zur strukturellen Funktion von Haushalt und Familie im Übergang von der traditionellen Agrargesellschaft zum industriellen Kapitalismus: die proto-industrielle Familienwirtschaft“, in: W. Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, 254-282.
- 36 Zit. nach Medick, S. 279. Zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung nach Branchen: Pinchbeck, *Women Workers*, a.a.O., S. 111 ff. Vgl. auch Tilly/Scott, *Women, Work & Family*, a.a.O., S. 61-146.
- 37 Zum Wandel der geschlechtsspezifischen Normen und Verhaltensweisen siehe Braun, *Industrialisierung*, a.a.O., S. 65 ff.
- 38 Zit. nach Medick, a.a.O., S. 282.
- 39 Dieser Modell-Entwurf nach Patricia Branca, „A New Perspective on Women's Work: A Comparative Typology“, in: *Journal of Social History*, 9, 1975, 129-153; vgl. auch Tilly/Scott, *Women, Work & Family*, a.a.O., passim; Bengt Ankarloo, „Agriculture and Women's Work: Directions of Change in the West, 1700-1900“, in: *Journal of Family History*, 4, 1979,

- 111-120; Steven Dubnoff, „Gender, the Family, and the Problem of Work Motivation in a Transition to Industrial Capitalism“, in: ebd., 121-136; Mary Lynn McDougall, „Working-Class Women During the Industrial Revolution, 1780-1914“, in: Renate Bridenthal und C. Koonz (Hrsg.), *Becoming Visible. Women in European History*, Boston 1977, 255-279; Theresa M. McBride, „The Long Road Home: Women's Work and Industrialization“, in: ebd., 280-295; Ester Boserup, *Women's Role in Economic Development*, London 1970.
- 40 Für England siehe Pinchbeck, *Women Workers*, a.a.O., passim; Margaret Hewitt, *Wives and Mothers in Victorian Industry*, London 1958; Wanda F. Neff, *Victorian Working Women*, London 1929; Eric Richards, „Women in the British Economy Since About 1700: An Interpretation“, in: *History*, 59, 1974, 337-357; Sally Alexander, „Women's Work in 19th-Century London. A Study of the Years 1820-1850“, in: J. Mitchell und A. Oakley (Hrsg.), *The Rights and Wrongs of Women*, Harmondsworth 1976, 59-111.
- 41 Für Deutschland siehe Julius Pierstorff, *Frauenarbeit und Frauenfrage* (Separatdruck aus dem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“), Jena 1900; Robert Wilbrandt, *Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus*, Leipzig 1906; Lily Braun, *Frauenarbeit und Hauswirtschaft*, Berlin 1901; Karin Hausen, „Technischer Fortschritt und Frauenarbeit im 19. Jahrhundert. Sozialgeschichte der Nähmaschine“, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 2, 1978, 148-170.
- 42 Auch Amerika gehört eher zu Modell 1, allerdings ist hier die ökonomische Bedeutung der Landwirtschaft größer als in England, die Bedeutung der Textilindustrie größer als in Deutschland. Zur Frauenarbeit in Amerika siehe: Susan Estabrook Kennedy, *If all we did was to weep at home: A History of White Working-Class Women in America*, Bloomington und London 1979; Leslie Woodcock Tentler, *Wage-Earning Women. Industrial Work and Family Life in the United States, 1900-1930*, New York 1979; Thomas Dublin, *Women at Work. The Transformation of Work and Community in Lowell, Massachusetts, 1836-1860*, New York 1979; Barbara M. Wertheimer, *We were there: The Story of Working Women in America*, New York 1977; Rosalyn Baxandall u. a. (Hrsg.), *America's Working-Women: A Documentary History, 1600 - Present*, New York 1976.
- 43 Es ist allerdings zu beachten, daß für Frankreich noch die spezifische Variable der frühen und irreversiblen Verbreitung malthusianischen Verhaltens, also eine schwache demographische Entwicklung, hinzu kommt (siehe Anm. 173). Zur Frauenarbeit in Frankreich vgl. Tilly/Scott, *Women Work & Family*, a.a.O.; Paul Leroy-Beaulieu, *Le travail des femmes au XIX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1873; Laura Struminger, *Women and the Making of the Working-Class, Lyon 1830-1870*, Vermont 1979.
- 44 Wobei freilich gerade für verheiratete Frauen die hohe Dunkelziffer zu berücksichtigen ist.
- 45 Das heißt nicht, daß das Schicksal der in Fabriken arbeitenden Frauen nicht ein elendes gewesen sei, sondern nur, daß es relativ wenige (statistisch gesehen) betraf und daß diese zudem selten verheiratet waren.
- 46 Branca, „A New Perspective“, a.a.O., S. 132 (nach *Occupational Abstract of the Census Returns, 1841*), wobei solche Zahlen immer nur mit großen Vorbehalten zur Kenntnis zu nehmen sind.
- 47 Zur Dienstbotenfrage: Theresa McBride, *The Domestic Revolution. The Modernization of Household Services in England and France, 1820-1920*, London 1979; Pamela Horn, *The Rise and the Fall of the Victorian Ser-*



- vant, New York 1975; Frank E. Huggett, *Life Below Stairs. Domestic Servants in England from Victorian Times*, London 1977; John R. Gillis, „Servants, Sexual Relations, and the Risks of Illegitimacy in London, 1801-1900“, in: *Feminist Studies*, 5, 1979, 142-173; Paul Chabot, *Jean et Yvonne. Domestiques en 1900*, Paris 1977; Marcel Cusenier, *Les Domestiques en France*, Paris 1912; Uta Ottmüller, *Die Dienstbotenfrage*, Münster 1978.
- 48 Branca betont die Langlebigkeit der beiden unterschiedlichen Muster bis in die Zwischenkriegszeit; so scheinen etwa die Prozentsätze erwerbstätiger Frauen in den verschiedenen Ländern von 1850 bis in die dreißiger Jahre erstaunlich konstant geblieben zu sein (Branca, a.a.O., S. 144 ff.).
- 49 Diese Hypothese ließe sich mittels einer genaueren Analyse der Verbreitung und Resistenz des ‚budgetären Matriarchats‘ überprüfen. Le Play zufolge hatte dieser Brauch in Frankreich viel länger Bestand als in England, wo er allerdings in Bergbaugebieten ebenfalls noch lange nachweisbar bleibt; siehe etwa Gareth Stedman Jones, „Kultur und Politik der Arbeiterklasse in London 1870 bis 1900“, in: D. Puls (Hrsg.), *Wahrnehmungsformen*, a.a.O., 317-368, S. 345 ff.
- 50 Vgl. u. a. Daniel J. Walkowitz, „Working Class Women in the Guilded Age: Factory, Community and Family Life among Cohoes, New York, Cotton Workers“, in: Stearns/Walkowitz (Hrsg.), *Workers in the Industrial Revolution*, a.a.O., 255-277.
- 51 Fast alle Tätigkeiten, die von keiner Statistik erfaßt wurden. Vgl. auch die verstreuten Hinweise in: Stearns, *Arbeiterleben*, a.a.O., S. 261 ff.
- 52 Zur Frage der Prostitution im 19. Jahrhundert: Judith R. Walkowitz und Daniel J. Walkowitz, „‘We are not beasts of the Field’: Prostitution and the Poor in Plymouth and Southampton under the Contagious Diseases Act“, in: M. Hartman und L. Banner (Hrsg.), *Clio’s Consciousness Raised*, New York 1974, 192-225; Judith Walkowitz, „The Making of an Outcast Group: Prostitutes and Working Women in 19th-Century Plymouth and Southampton“, in: M. Vicinus (Hrsg.), *A Widening Sphere. Changing Roles of Victorian Women*, Bloomington und London 1977, 72-93; dies., *Prostitution and Victorian Society. Women, Class, and the State*, Cambridge 1980; Alain Corbin, *Les filles de noce. Misère sexuelle et prostitution aux XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles*, Paris 1978; Regina Schulte, *Sperrbezirke. Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt*, Frankfurt 1979.
- 53 Vgl. Steven Marcus, *Umkehrung der Moral. Sexualität und Pornographie im viktorianischen England*, Frankfurt 1979.
- 54 Vgl. auch Laura Oren, „The Welfare of Women in Laboring Families: England, 1860-1950“, in: *Feminist Studies*, 1, 1973, 107-125.
- 55 So scheint die Gewalttätigkeit von Ehemännern gegenüber ihren Frauen ab der Jahrhundertmitte zurückgegangen zu sein. Vgl. Nancy Tomes, „A ‚Torrent of Abuse‘: Crimes of Violence between Working-Class Men and Women in London, 1840-1875“, in: *Journal of Social History*, 12, 1978.
- 56 Die Geschichte der weiblichen Beteiligung an den Streiks des 19. Jahrhunderts (ob direkt als Lohnarbeiterinnen oder indirekt als Ehefrauen und Töchter) bleibt noch zu schreiben. Wir haben Frauenstreiks in unseren ‚Listen‘ nicht einfach vergessen, aber der Streik scheint kein Mittel gewesen zu sein, das für Frauen sehr zugänglich war. Vgl. die Hinweise in: Nancy Schrom Dye, *As Equals and as Sisters. Feminism, the Labor Movement and the Women’s Trade Union League of New York*, Columbia 1980; und in: Albistur/Armogathe, *Histoire du féminisme français*, a.a.O., 364-368.

- 57 Vgl. den Aufsatz von Jameson, „Klassenbewußtsein und bürgerliche Familienideologie“, in diesem Bd., S. 217 ff.
- 58 Bedrückende Schilderungen des Alltags von Arbeiterfrauen etwa bei: Margaret Llewelyn Davies (Hrsg.), *Maternity. Letters from Working Women* [1915], London 1978; Maud Pember Reeves, *Round About a Pound a Week* [1913], London 1979; in Romanform bei Tillie Olsen, *Yonnondio*, Darmstadt und Neuwied 1979.
- 59 Ob Arbeiterhefrauen freilich trotz ihres strukturellen Defizits stets und überall gar so unglücklich, hilf- und listenlos waren, wie die Stearnsschen Ergebnisse nahelegen, wird nur eingehendere Forschung auch in anderen Arbeiterkreisen zeigen können; es läßt sich bis auf weiteres durchaus bezweifeln.
- 60 Freilich lassen sich nicht alle Frauen des Bürgertums über einen Leisten schlagen, wären insbesondere nationale und schichtspezifische Unterschiede zu berücksichtigen. Da jedoch interkulturell vergleichende Untersuchungen bislang noch ausstehen und sich nur in den wenigsten Arbeiten über die bürgerliche Frau präzise Hinweise auf deren soziale Stellung finden, ist es uns unmöglich, systematische Vergleiche anzustellen. Wenn wir von ‚der‘ bürgerlichen Frau sprechen, so meinen wir – uns der groben Vereinfachung bewußt – die verheirateten, nichtberufstätigen Frauen, denen mindestens ein Dienstmädchen zur Verfügung stand. Die folgenden Ausführungen stützen sich vorwiegend auf Literatur über und aus dem angelsächsischen Bereich, wo sich Forschungen über die Systematisierungen der weiblichen Rolle sowie über die Widerstandsstrategien der bürgerlichen Frauen konzentrieren, und geraten deshalb stärker als der erste Teil ins aseptische Umfeld der „protestantischen Ethik“.
- 61 Vgl. den brillanten Essay von Christa Wolf über die Frauen der Frühromantik: „Der Schatten eines Traumes. Karoline von Günderode – ein Entwurf“, Einleitung zu: Karoline von Günderode, *Der Schatten eines Traumes*, Darmstadt und Neuwied 1981.
- 62 Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*, 2. Bd., Leipzig 1862, S. 650.
- 63 Hermann Lotze [1869], zit. in: Joachim S. Hohmann (Hrsg.), *Schon auf den ersten Blick. Lesebuch zur Geschichte unserer Feindbilder*, Darmstadt und Neuwied 1981, S. 135.
- 64 Karl Wilhelm Ideler, Vorwort zu E. Fr. Dubois, *Über das Wesen und die gründliche Heilung der Hypochondrie und Hysterie*, Berlin 1840, S. XLVIII.
- 65 *Schweizer Frauenheim*, Jg. 3, S. 605 (zit. in Ursina Jakob und Edith Zumbühl, „Selbstbeherrschung ist die junge Schwester der Selbstverleugnung“, Ms., Zürich 1979, S. 32).
- 66 *Schweizer Frauenheim*, Jg. 1, 18, S. 649 (zit. in ebd.).
- 67 *Victorian Murderesses* (New York 1977) von Mary Hartman ist eine subtile Studie über die tatsächlich von Frauen begangenen Morde.
- 68 C. Becker [1885], zit. in Gottfried Koessler, *Mädchenkindheiten im 19. Jahrhundert*, Gießen 1979, S. 59/60.
- 69 So z. B. Ann Anders, *Das Frauenbild in der Populärliteratur des Spätviktorianismus in England 1850-1890*, Darmstadt 1979. Für die ‚gehobeneren‘ englische Literatur vgl. Françoise Basch, *Relative Creatures. Victorian Women in Society and the Novel, 1837-1867*, London 1974; Jenni Calder, *Women and Marriage in Victorian Fiction*, London 1976.
- 70 So der Titel einer medizinhistorischen Aufsatzsammlung von Esther Fischer-Homberger, Bern 1979.

- 71 Emil Kraepelin, *Psychiatrie. Ein kurzes Lehrbuch für Studierende und Ärzte*, Leipzig<sup>3</sup> 1889, S. 429/430.
- 72 Zur Allianz zwischen Frauen und protestantischen Geistlichen in den Vereinigten Staaten und deren ‚Sentimentalisierung‘ der Kultur vgl. Ann Douglas, *The Feminization of American Culture*, New York 1977.
- 73 Zu den Freundschaftskulten der Männer im 18. Jahrhundert vgl. Albert Salomon, „Der Freundschaftskult des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Versuch zur Soziologie einer Lebensform“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 8, 1979, S. 279-308, und S. Placzek, *Freundschaft und Sexualität*, Bonn 1916.
- 74 Kraepelin, *Psychiatrie*, a.a.O., S. 574.
- 75 Zur Entstehung der bürgerlichen Familie vgl. u. a. Lawrence Stone, *The Family, Sex, and Marriage in England 1500-1800*, London 1977; Randolph Trumbach, *The Rise of the Egalitarian Family. Aristocratic Kinship and Domestic Relations in Eighteenth-Century England*, London 1978; Philippe Ariès, *Geschichte der Kindheit*, München 1975; Edward Shorter, *Die Geburt der modernen Familie*, Hamburg 1977, dessen unreflektierter modernisierungstheoretischer Ansatz allerdings problematisch ist.
- 76 Zit. in Nancy F. Cott, *The Bonds of Womanhood: Women's Sphere in New England, 1780-1835*, New Haven 1977, S. 64.
- 77 G. G. Gervinus [1853], zit. in Karin Hausen, „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: Conze, a.a.O., S. 363-393, 378.
- 78 Zit. in Cott, *The Bonds of Womanhood*, a.a.O., S. 69.
- 79 Die zunehmende Kontrolle der Familie durch den Staat läßt sich exemplarisch an der Entstehung des ‚Vormundschaftskomplexes‘ aufzeigen, vgl. dazu z. B. Jacques Donzelot, *Die Ordnung der Familie*, Frankfurt 1980, und P. Meyer, *Das Kind und die Staatsraison*, Reinbek bei Hamburg 1981.
- 80 Zit. in Carl N. Degler, *At Odds. Women and the Family in America from Revolution to the Present*, New York 1980, S. 98.
- 81 Vgl. dazu u. a. Max Weber, *Die protestantische Ethik*, München und Hamburg 1965, insb. S. 49-66 und 165-188; Norbert Elias, *Der Prozeß der Zivilisation*, Frankfurt 1977; David Riesmann, *Die einsame Masse*, Reinbek bei Hamburg 1958, insbes. S. 20-30.
- 82 Zur Rationalisierung der Erziehung vgl. auch weiter unten S. 36 f. Den Willen und Eigensinn des Kindes zu brechen, war auch im 19. Jahrhundert noch oberstes Gebot, doch wandelten sich die Methoden. Obwohl bereits im 17. Jahrhundert die Idee aufkam, Liebe als Disziplinierungsmittel einzusetzen (vgl. Stone, *The Family*, a.a.O., S. 407), scheinen sich psychologische Erziehungsmethoden erst im 19. Jahrhundert – und vermutlich auch im Zusammenhang mit der ‚Feminisierung‘ der Sozialisation – durchgesetzt zu haben, vgl. dazu z. B. Degler, *At Odds*, a.a.O., Kap. 4 und 5, und als Quellensammlungen: Karin Rutschky (Hrsg.), *Schwarze Pädagogik*, Berlin 1977; Marie-Louise Könnecker (Hrsg.), *Kinderschaukel*, 2 Bde., Darmstadt und Neuwied 1976. Zum Masturbationstrauma vgl. z. B. J.-P. Aron und R. Kempf, *Le pénis et la démoralisation de l'Occident*, Paris 1979, und die Quellen in Hohmann, *Auf den ersten Blick*, a.a.O.
- 83 Vgl. z. B. Cott, *The Bonds of Womanhood*, a.a.O., S. 69/70, 94-98.
- 84 Zit. in Mary P. Ryan, *Womanhood in America. From Colonial Times to the Present*, New York 1975, S. 156.

- 85 Vgl. dazu den Aufsatz von Michelle Perrot in diesem Band, S. 71 ff.
- 86 Vgl. Hausen, „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“, a.a.O., S. 372. Zur Vertragskonzeption der Ehe im *Allgemeinen Preußischen Landrecht (ALR)* vgl. Ute Gerhard, *Verhältnisse und Verbindungen*, Frankfurt 1977, S. 157-162.
- 87 Die ‚Privatisierung‘ der Familie äußert sich im ALR in zweifacher Hinsicht: zum einen faßt es die „häusliche Gesellschaft“ nicht mehr als Basis des ständischen Staates auf, zum andern konzipiert es die Ehe als einen privatrechtlichen Vertrag, vgl. Gerhard, *Verhältnisse*, a.a.O., S. 85/86.
- 88 Zur polaren Geschlechterphilosophie siehe unten. Zur Konzeption der Ehe als einer Institution, die von „individueller Willkür und Meinung unabhängig ist“ (C. F. von Savigny), ebd., S. 167-175. Die rechtliche Verankerung der Institutionenlehre führte zu der widersprüchlichen Bestimmung der Ehe als privatrechtlicher Vertrag einerseits und als Institution andererseits.
- 89 Hegel wendet sich hier gegen die Kantsche Vertragskonzeption der Ehe, durch die der Kampf der Geschlechter seine bürgerliche Normierung erfahren soll: „Geschlechtergemeinschaft [...] ist der wechselseitige Gebrauch, den ein Mensch von eines anderen Geschlechtsorganen und Vermögen macht.“ *Metaphysik der Sitten, Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie*, S. 289, in: Immanuel Kant, Werke Bd. III, Frankfurt 1964. Zu Kants Ehekonzeption vgl. auch Barbara Duden, „Das schöne Eigentum. Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“, in: *Kursbuch*, 47, S. 125-140.
- 90 G. W. F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Werke Bd. 7, Frankfurt 1970, S. 310.
- 91 Robert Michels, *Die Grenzen der Geschlechtsmoral*, München und Leipzig 1911, S. 28.
- 92 Zit. in Steven Marcus, *Die Umkehrung der Moral*, a.a.O., S. 156. Mit seiner Befragung wollte der Autor von *My Secret Life* erfahren, was ihn die Praxis nicht gelehrt hatte – endlich wissen, „was Frauen über ihren Körper geheimhielten [...]“ (zit. in Marcus, a.a.O., S. 160). Seine Autobiographie ist das wohl eindrücklichste Beispiel für die neuzeitliche Verbindung von sexueller Neugier und deren Befriedigung durch Wissenschaft oder Pornographie. Vgl. Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit*, Frankfurt 1977, und Claudia Honegger, „Überlegungen zu Michel Foucaults Entwurf einer Geschichte der Sexualität“, Ms., Paris 1980.
- 93 Zit. in Cott, *The Bonds of Womanhood*, a.a.O., S. 79.
- 94 Zit. in Wolf, „Der Schatten eines Traumes“, a.a.O., S. 28.
- 95 Zur Zunahme der weiblichen Erwerbstätigkeit gegen Ende des 19. Jahrhunderts vgl. für Amerika: Daniel Scott Smith, „Geburtenbeschränkung, Sexualkontrolle und häuslicher Feminismus“, in diesem Bd., S. 301 ff.; für Frankreich: Evelyne Sullerot, *Histoire et sociologie du travail féminin*, Paris 1968; für Deutschland: Wilbrandt, *Die Frauenarbeit*, a.a.O., Pierstorff, *Frauenarbeit und Frauenfrage*, a.a.O.
- 96 Obwohl sich in dieser Zeit die Forderung nach Unabhängigkeit und gleichberechtigter Integration in die bürgerliche Gesellschaft noch auf einige wenige Frauen des gehobenen Bürgertums und des Adels beschränkte, war die in dieser Zeit einsetzende Neudefinition der weiblichen Rolle durchaus auch gegen die drohenden Ansprüche der Frauen gerichtet (vgl. dazu Gerhard, *Verhältnisse*, a.a.O.). Zu den ersten Frauen, die die Menschenrechte auch für Frauen einklagten, gehörten Mary Wollstonecraft, „A Vindication

- of the Rights of Women“ [1792] (deutsch von Berta Rahm, *Verteidigung der Rechte der Frau*, Zürich 1975, neu aufgelegt), und Olympe de Gouges, „Les droits de la femme“ [1791] (von Neda Bei und Ingeborg Schwarz 1981 neu übersetzt, in: Autorinnengruppe Uni Wien, *Das ewige Klischee*, Wien 1981). Vgl. auch G. Th. von Hippel, *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber* [1792], Neuauflage Frankfurt 1977.
- 97 Zum bürgerlichen Weiblichkeitsideal vgl. u. a. für die USA: Barbara Welter, „The Cult of True Womanhood, 1820-1860“, in: *American Quarterly*, 18, 1966, S. 151-174; Ruth H. Bloch, „American Feminine Ideals in Transition: The Rise of the Moral Mother, 1785-1815“, in: *Feminist Studies*, 4, 1978, S. 101-126. Für England: Margaret George, „From ‚Goodwife‘ to ‚Mistress‘: The Transformation of the Female in Bourgeois Culture“, in: *Science and Society*, 37, 1973, S. 152-177; Leonore Davidoff, *The Best Circles*, London 1973; L. Davidoff u. a., „Landscape with Figures: Home and Community in English Society“, in: Mitchell/Oakley, *The Rights and Wrongs of Women*, a.a.O., S. 139-175. Für Frankreich: Anne Martin-Fugier, „La maîtresse de maison“, in J. P. Aron (Hrsg.), *Misérable et glorieuse. La femme du XIX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1980. Für Deutschland: Duden, „Das schöne Eigentum“, a.a.O.; Hausen, „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“, a.a.O.; Gerhard, *Verhältnisse*, a.a.O.
- 98 Vgl. Hausen, „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“, a.a.O., S. 370.
- 99 So das Fazit in *Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände*, zit. in: Gerhard, a.a.O., S. 139.
- 100 Die These der weiblichen Universalität und der männlichen Individualität wurde später im Vulgärdarwinismus wieder aufgenommen. Der (weiße) Mann als „das Agens der Evolution“ und „von Natur aus zu Expertentum und Spezialisierung neigend“, belegte die oberen Sprossen der Evolutionsleiter, während die Frau, die „typischer und repräsentativer für die Rasse ist“, sich zusammen mit Kindern, Schwarzen und „senilen Weißen“ mit den unteren Rängen benügen mußte. Vgl. Barbara Ehrenreich und Deirdre English, *For Her Own Good. 150 Years of the Experts' Advice to Women*, London 1978, S. 104-108.
- 101 Zit. in Hausen, „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“, a.a.O., S. 367.
- 102 G. W. F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Werke Bd. 3, Frankfurt 1970, S. 341.
- 103 Ebd., S. 337.
- 104 Die ‚Biologisierung‘ der Frau ist auch eine der Ursachen dafür, daß bei der Erklärung weiblichen Verhaltens, und insbesondere bei abweichendem Verhalten, immer noch auf biopsychologische Erklärungsmuster zurückgegriffen wird, vgl. dazu: Cloward/Piven, „Hidden Protest“, a.a.O.; und zur exkulpierenden Funktion der Menstruation vgl. Esther Fischer-Homberger, „Krankheit Frau – aus der Geschichte der Menstruation in ihrem Aspekt als Zeichen eines Fehlers“, in: Fischer-Homberger, *Krankheit Frau*, Bern 1979, 49-84.
- 105 Vgl. Hausen, „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“, a.a.O., S. 373.
- 106 Georg Simmel, „Zur Philosophie der Geschlechter“, in: ders., *Philosophische Kultur*, Leipzig <sup>2</sup>1919, S. 61. Vgl. auch Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit*, Frankfurt 1979, insb. S. 22 ff.
- 107 *Schweizer Frauenheim*, Jg. 3, S. 517 (zit. in Jakob/Zumbühl, a.a.O.).

- S. 46). Vgl. auch Gisela Bock und Barbara Duden, „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit“, in: *Frauen und Wissenschaft*, Berlin 1977, S. 118 ff.
- 108 Simmel, „Zur Philosophie der Geschlechter“, a.a.O., S. 82.
- 109 Vgl. dazu u. a. Foucault, *Geschichte der Sexualität*, a.a.O.; Jacques Léonard, *La France médicale au XIX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1978; „La médicalisation en France du XVIII<sup>e</sup> au début du XX<sup>e</sup> siècle“, *Annales de Bretagne et des Pays de l'Ouest*, 86, 1979, S. 3.
- 110 Vgl. u. a. Jean-Pierre Peter, „Les médecins et les femmes“, in: Aron, a.a.O., S. 79-96, und ders., „Entre femmes et médecins. Violence et singularités dans les discours du corps et sur le corps d'après les manuscrits médicaux de la fin du XVIII<sup>e</sup> siècle“, in: *Ethnologie française*, 6, 1976, S. 341-348.
- 111 Zit. in Ben Barker-Benfield, „The Spermatic Economy: A Nineteenth-Century View of Sexuality“, in: *Feminist Studies*, 1, 1972, S. 45-74, 54.
- 112 Zit. in: Carroll Smith-Rosenberg und Charles Rosenberg, „The Female Animal: Medical and Biological Views of Woman and Her Role in Nineteenth-Century America“, in: *Journal of American History*, 60, 1973, 332-356, S. 336/337.
- 113 Vgl. dazu auch Esther Fischer-Homberger, „Krankheit Frau – aus der Geschichte der Menstruation in ihrem Aspekt als Zeichen eines Fehlers“, in: dies., *Krankheit Frau*, a.a.O., S. 49-84. Vgl. auch E. und E. Showalter, „Victorian Women and Menstruation“, in: Vicinus (Hrsg.), *Suffer and Be Still*, a.a.O., S. 38-44; C. Smith-Rosenberg, „Puberty to Menopause“, in: *Feminist Studies*, 1, 1973, S. 59-72.
- 114 Krankheit selbst wurde – da sie dem Prinzip männlicher Lebenstätigkeit widersprach – als weiblich aufgefaßt. Dies läßt sich u. a. auch an der großen Krankheit des 19. Jahrhunderts, der Tuberkulose, zeigen. Frauen und effimierte Männer („Künstler“) galten als besonders anfällig, und umgekehrt wurde die tuberkulöse Erscheinung zum weiblichen Schönheitsideal. Vgl. dazu auch Susan Sontag, *Krankheit als Metapher*, München 1978.
- 115 Zit. in Fischer-Homberger, „Krankheit Frau“, a.a.O., S. 66.
- 116 Dies zeigte sich zum Beispiel in den USA am steigenden Anteil unverheirateter bleibender Frauen und an der Zunahme der Scheidungen (die mehrheitlich von Frauen eingereicht wurden) im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Zum prozentualen Anstieg lediger Frauen in den USA vgl. den Aufsatz von Daniel Scott-Smith in diesem Bd., S. 301 ff.; zur Zunahme der Scheidungshäufigkeit vgl. Degler, *At Odds*, a.a.O., S. 165-177.
- 117 Zum Geburtenrückgang vgl. S. 44 f.
- 118 Zum „Intelligenzdefekt“ der Frau vgl. Esther Fischer-Homberger, „Hysterie und Misogynie – ein Aspekt der Hysteriegeschichte“, in: dies., *Krankheit Frau*, a.a.O., S. 42.
- 119 P. J. Möbius, *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*, Halle 1905, S. 41.
- 120 So die Formulierung Freuds, der in einer seiner letzten Arbeiten über Frauen, „Die Weiblichkeit“, in: *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, Ges. Werke, Bd. XV, S. 145, resigniert den Dichtern das Feld räumt: „Wollen Sie mehr über die Weiblichkeit wissen, so befragen Sie Ihre eigenen Lebenserfahrungen, oder Sie wenden sich an die Dichter, oder Sie warten, bis die Wissenschaft Ihnen tiefere und besser zusammenhängende Auskünfte geben kann.“ Vgl. auch Renate Schlesier, *Konstruktionen der Weiblichkeit bei Sigmund Freud*, Frankfurt 1981.
- 121 Zur Geschichte der Gynäkologie vgl. Esther Fischer-Homberger, „Geschichte der Gynäkologie und Geburtshilfe – Überblick“, in: dies., *Krankheit*

- Frau*, a.a.O., S. 11-31.
- 122 Zit. in Barker-Benfield, „The Spermatic Economy“, a.a.O., S. 63.
- 123 Vgl. dazu Claudia Honegger, „Die Hexen der Neuzeit“, in: dies. (Hrsg.), *Die Hexen der Neuzeit*, Frankfurt 1978, S. 21-151.
- 124 Vgl. dazu Nancy Cott, „Passionlessness: An Interpretation of Victorian Sexual Ideology, 1790-1850, in: *Signs*, 4, 1978, S. 219-236.
- 125 Zit. in Marcus, *Die Umkehrung der Moral*, a.a.O., S. 48. Degler (*At Odds*, a.a.O., insb. Kap. 11) stellt sowohl den Wahrheitsgehalt von Actons Recherchen wie auch die in der Frauengeschichtsforschung verbreitete Annahme einer enormen Sexualfeindlichkeit in Frage. Degler zufolge waren die bürgerlichen Frauen des 19. Jahrhunderts nicht so frigide, wie sie von Acton dargestellt werden, wurde die weibliche Sexualität nicht negiert, sondern nur als schwächer und anders als die des Mannes angesehen und richtete sich der sexualfeindliche Ton der ehelichen Ratgeber vor allem gegen eine exzessive Sexualität des Mannes. Vgl. dazu auch Carl N. Degler, „What ought to be and what was: Women's Sexuality in the Nineteenth Century“, in: *The American Historical Review*, 79, 1974, S. 1467-1490.
- 126 Zur männlichen Sexualität im 19. Jahrhundert vgl. u. a. Marcus, *Die Umkehrung der Moral*, a.a.O.; Frazer Harrison, *The Dark Angel. Aspects of Victorian Sexuality*, London 1977; Peter T. Cominos, „Innocent Femina Sensualis in Unconscious Conflict“, in: Martha Vicinus (Hrsg.), *Suffer and Be Still*, Bloomington und London 1974, S. 155-172; Carol Christ, „Victorian Masculinity and the Angel in the House“, in: Martha Vicinus (Hrsg.), *Widening Sphere*, a.a.O., S. 146-162; Aron/Kempf, *Le pénis et la démoralisation de l'Occident*, a.a.O.; Barker-Benfield, „The Spermatic Economy“, a.a.O.; ders., *The Horrors of the Half-Known Life: Male Attitudes toward Women and Sexuality in 19th-Century America*, New York 1976; Charles E. Rosenberg, „Sexuality, Class and Role in 19th-Century America“, in: *American Quarterly*, 25, 1973, S. 131-153.
- 127 Die Pornographie, die im 19. Jahrhundert einen enormen Aufschwung erfuhr, war das notwendige Gegenstück dieser Ökonomie der Knappheit. In der pornographischen Literatur wurde eine üppige Welt der Verschwendung, des Überflusses und der Unerschöpflichkeit sexueller Energien gezeichnet. Die ‚Pornotopia‘ war für den bürgerlichen Mann das, was die ‚Criminalromane‘ für seine Gattin waren.
- 128 So die Empfehlung des bekannten amerikanischen Arztes Sims, vgl. Barker-Benfield, „The Spermatic Economy“, a.a.O.
- 129 In diesem Sinn nimmt die Sexualmoral des 19. Jahrhunderts Freuds Konzept der Sublimation bereits vorweg.
- 130 Zur Rationalisierung der Sexualität sowohl beim puritanischen Moralisten wie auch beim aufgeschlossenen Sexualhygieniker vgl. Weber, *Die Protestantische Ethik*, a.a.O., S. 250-252 (Anm. 216).
- 131 Zielpublikum der Rationalisierungskampagne war vor allem die städtische Mittelschicht, d. h. Frauen, die über nicht mehr als ein Dienstmädchen verfügten. Zu den Einkommensverhältnissen der englischen Mittelschicht vgl. Patricia Branca, *Silent Sisterhood. Middle-Class Women in the Victorian Home*, London 1975, insb. Kap. 3. Branca zufolge gehörten die Frauen der städtischen Mittelschicht – im Gegensatz zur großbürgerlichen und proletarischen Frau, die länger an traditionellen Verhaltensweisen festhielten –, zu den ersten, die die neuen Werte der Planbarkeit, Organisation und Effizienz verinnerlicht, sich von der Wissenschaft Hilfe erhofften und sich technischen Neuerungen gegenüber aufgeschlossen zeigten.

- 132 Beispielhaft für die zweite Phase, die Verwissenschaftlichung der weiblichen Arbeit, ist das Aufkommen einer „Haushaltswissenschaft“ (Domestic Science) in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts und die Bewegung der „Scientific Motherhood“ in den USA, vgl. dazu Ehrenreich/English, *For Her Own Good*, a.a.O., S. 127-190. Die Taylorisierung der Hausarbeit hingegen ist exemplarisch für die dritte Phase. Zum System der „Wissenschaftlichen Betriebsführung“ vgl. Frederick Winslow Taylor, *Scientific Management*, New York 1947; zu ihrer Übertragung auf den Haushalt vgl. Christine Frederick, *Die rationelle Haushaltsführung*, Berlin 1921, und Gustav Winter, *Der Taylorismus*, Leipzig 1920, S. 174-182.
- 133 Zur Formverwandlung der Hausarbeit und des bürgerlichen Haushalts vgl. u. a. Margarete Freudenthal, *Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft*, Würzburg 1934; Bock/Duden, „Arbeit aus Liebe“, a.a.O.; Henriette Fürth, *Die Hausfrau*, München 1914; Lily Braun, *Frauenarbeit und Hauswirtschaft*, Berlin 1901; Erich Egner, *Entwicklungsphasen der Hauswirtschaft*, Göttingen 1964; Theresa McBride, *The Domestic Revolution*, a.a.O.; Ann Oakley, *Housewife*, London 1974.
- 134 Vgl. Leonore Davidoff, „The Rationalization of Housework“, in: Diana Leonard Barker und Sheila Allen (Hrsg.), *Dependance and Exploitation in Work and Marriage*, London 1976, S. 121-151.
- 135 Zit. in ebd., S. 136.
- 136 Zur Bazillenphobie und der (sozialen) Ansteckungsangst des Bürgertums vgl. z. B. Louis Chevalier, *Classes laborieuses et classes dangereuses à Paris pendant la première moitié du XIX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1958; Alain Faure, „Classe malpropre, classe dangereuse? Quelques remarques à propos des chiffonniers parisiens au XIX<sup>e</sup> siècle et des mœurs cités“, in: *Recherches*, 29, S. 79-102; Alain Corbin, „Les périls vénériens au début du siècle. Prophylaxie sanitaire et prophylaxie morale“, in: *Recherches*, 29, S. 245-283; Johan Goudsblom, „Zivilisation, Ansteckungsangst und Hygiene“, in: Peter Gleichmann, Johan Goudsblom und Hermann Korte (Hrsg.), *Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie*, Frankfurt 1979, der sich vor allem mit der allmählichen ‚Hygienisierung‘ der Umwelt befaßt.
- 137 Zit. in Ehrenreich/English, *For Her Own Good*, a.a.O., S. 143.
- 138 Die Ausstattung der Mutterschaft mit einem Berufsethos und die Einbindung der Erziehung in ein zweckorientiertes pädagogisches System setzte sich vermutlich zuerst in den protestantischen Ländern durch. Max Weber vertrat die Ansicht, daß die Rationalisierung und planerische Gestaltung der gesamten Lebensführung zunächst religiös fundiert war, sich später dann verselbständigte, als die Heilsorientierung einer utilitaristischen Diesseitigkeit Platz machte. Doch während die protestantische Berufsethik bei den Männern rastlose Berufsarbeit und innerweltlichen Erfolg prämierte, verschwanden die Frauen im Dunkeln der Familie. Was aber hieß innerweltlicher Berufserfolg für die Frauen? Mutterschaft als Beruf – so die These – war das ‚funktionale Äquivalent‘ für innerweltliches Handeln auf der Frauenseite: so wurde die Mutterschaft zuerst im Protestantismus zum einzig legitimen Beruf der Frau erklärt. (Vgl. Honegger, „Die Hexen der Neuzeit“, a.a.O., S. 116-126.) Doch erst mit der Zentralisierung der Produktion, die die Familie auf ihre reproduktiven Funktionen beschnitt, und mit der ‚Feminisierung‘ der Erziehung waren die strukturellen Voraussetzungen für die praktische Verwirklichung der Berufskonzeption der Mutterschaft gegeben.



- 139 Zur Systematisierung und Rationalisierung der Erziehung vgl. z. B. Riesmann, *Die einsame Masse*, a.a.O., S. 55-59; Degler, *At Odds*, a.a.O., insb. Kap. 4.
- 140 Zit. in Cott, *The Bonds of Womanhood*, a.a.O., S. 88.
- 141 Die Reorganisation der Hausarbeit nach betriebswissenschaftlichen Prinzipien in der dritten Phase des Rationalisierungs- und Professionalisierungsprozesses, d. h. die Taylorisierung der Hausarbeit, bezweckte eine Zeit- und Arbeitersparnis im Haushalt, während die Verwissenschaftlichung von Hausarbeit und Mutterschaft in der zweiten Phase primär auf eine Qualitätssteigerung der weiblichen Arbeit zielte. Heute scheinen sich die Prinzipien der rationalen Haushaltsführung gleichsam verselbständigt zu haben: Viele Hausfrauen strukturieren ihre Arbeit nach einem rigiden Plan, ohne jedoch damit Zeit zu sparen – im Gegenteil (vgl. die Untersuchung von Bettina Heintz, *Grenzen der Familie – Begrenztheit der Wahrnehmung*, Zürich 1981). Oakley interpretiert die verbreitete Tendenz, die Hausarbeit streng zu normieren, unter anderem als eine Strategie der Hausfrauen, sich selbst beschäftigt zu halten (Ann Oakley, *The Sociology of Housework*, London 1974, insb. S. 100-112). Darauf weisen zudem detaillierte Zeit-Budget-Studien hin, aus denen hervorgeht, daß sich der Zeitaufwand im Haushalt – und zwar auch für Arbeiten, die in dieser Zeit enorm technisiert wurden, wie z. B. das Waschen – in den letzten fünfzig Jahren kaum verändert hat. Vgl. Joann Vanek, „Time Spent in Housework“, in: Alice H. Amsden (Hrsg.), *The Economics of Women and Work*, New York 1980, S. 82-90.
- 142 Zum Bündnis zwischen Frau und Arzt vgl. Donzelot, *Die Ordnung der Familie*, a.a.O., insb. Kap. 2; Peter, „Les médecins et les femmes“, a.a.O.; ders., „Entre femmes et médecins“, a.a.O. Zur Rolle der Frau in der Hygienebewegung vgl. z. B. Regina Morantz, „Making Women Modern: Middle Class Women and Health Reform in 19th-Century America“, in: *Journal of Social History*, 10, 1976, 490-507, und Branca, *Silent Sisterhood*, a.a.O., insb. S. 62-73.
- 143 Zit. in Ehrenreich/English, *For Her Own Good*, a.a.O., S. 180.
- 144 Vgl. ebd., insb. Kap. 6; Cott, *The Bonds of Womanhood*, a.a.O., S. 85 ff.; Ryan, *Womanhood in America*, a.a.O., S. 165 ff.
- 145 Zit. in Ehrenreich/English, *For Her Own Good*, a.a.O., S. 176.
- 146 Zit. in ebd., S. 141.
- 147 Für eine Professionalisierung der Hausarbeit setzten sich vor allem Frauen ein – angefangen bei Catherine Beecher und Mrs. Beeton, die bereits in den vierziger Jahren eine professionelle Ausbildung für Mütter und Hausfrauen forderten, über Ellen Richards, die vierzig Jahre später mit ihrer Lehre des „Right living“ der Professionalisierung der Hausarbeit endgültig zum Durchbruch verhalf, bis hin zu Christine Frederick, die mit der Übertragung der tayloristischen Prinzipien auf den Haushalt die Hausarbeit nun vollends durchrationalisieren wollte. Zu Catherine Beecher vgl. die ausgezeichnete Sozialbiographie von Kathryn Kish Sklar, *Catherine Beecher. A Study in American Domesticity*, New Haven und London 1973; zu Ellen Richards vgl. Ehrenreich/English, *For Her Own Good*, a.a.O., S. 136-141. Die meisten von ihnen versuchten jedoch, die These der „natürlichen Bestimmung des Weibes“ mit der Berufskonzeption der Hausarbeit in Einklang zu bringen. Irene Witte war eine der wenigen, die, wenn auch vorsichtig formuliert, zwischen Hausarbeit und weiblichem Geschlecht zu unterscheiden begann: „Auf allen Betätigungsgebieten gelangen wir immer

- mehr zu der Erkenntnis, daß es keine traditionelle Berufswahl geben darf. Warum denken wir diesen Gedanken nicht konsequent durch? Wir müßten dann zu der Behauptung kommen, daß nicht jede Frau eine geborene Hausfrau' ist oder einfach sein muß!"; Irene Witte, Vorwort zu: Frederick, *Die rationelle Haushaltsführung*, a.a.O., S. XII.
- 148 Vgl. auch Smith-Rosenberg/Rosenberg, „The Female Animal“, a.a.O., S. 338.
- 149 Darauf weisen die Briefe und Tagebücher der Frauen hin, die sich gleichsam als weibliches Echo der männlichen Imaginationen lesen. Daß die bürgerlichen Frauen das neue Weiblichkeitsideal verinnerlichten und die neue Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung akzeptierten, hat viele Gründe: die damit einhergehende Entlastung von harter physischer Arbeit, die gesellschaftliche Anerkennung, die sie als Mütter erfuhren, der Mangel an Alternativen, der die ‚Familienkarriere‘ zur einzigen Option machte, und nicht zuletzt auch die Möglichkeit, das Weiblichkeitsstereotyp für die eigenen Zwecke zu instrumentalisieren.
- 150 Vgl. dazu Duden, „Das schöne Eigentum“, a.a.O.
- 151 ‚Feministisch‘ ist hier sehr weit gefaßt und meint nicht eine spezifische Ideologie, sondern eine Sichtweise, in der das Geschlecht als das wichtigste gesellschaftliche Differenzierungskriterium betrachtet wird und Frauen sich primär über ihre Geschlechtszugehörigkeit definieren.
- 152 Zum sozialen Feminismus und seiner Abgrenzung vom politischen Feminismus vgl. William O'Neill, *Everyone was Brave: The Rise and Fall of Feminism*, Chicago 1969.
- 153 Zum Konzept der Innenlenkung vgl. Riesmann, *Die einsame Masse*, a.a.O.
- 154 Zit. in Ehrenreich/English, *For Her Own Good*, a.a.O., S. 157. Zur Entstehung und Struktur des neuen Fürsorgedispositivs, das die einstige Barmherzigkeit durch den Ratschlag ersetzte und Hilfe als Investition anstatt als Geschenk verstand, vgl. Donzelot, *Die Ordnung der Familie*, a.a.O.; zu den philanthropischen Visiten der bürgerlichen Frauenvereine vgl. Ehrenreich/English, *For Her Own Good*, a.a.O., S. 153 ff.; Barbara Corrado Pope, „Angels in the Devil's Workshop: Leisured and Charitable Women in Nineteenth-Century England and France“, in: Bridenthal/Koonz (Hrsg.), *Becoming Visible*, a.a.O., S. 296-324.
- 155 Unseres Wissens gibt es keine zuverlässigen statistischen Angaben über die weibliche Krankheitsrate im 19. Jahrhundert, doch weisen Briefe und Tagebücher von Frauen sowie Kommentare und Berichte von Zeitgenossen und Medizinerinnen darauf hin, daß insbesondere seit Mitte des 19. Jahrhunderts die „Krankheit Frau“ zu einer Realität geworden war.
- 156 Zit. in Ann Douglas Wood, „The Fashionable Diseases: Women's Complaints and their Treatment in Nineteenth-Century America“, in: Hartmann/Banner (Hrsg.), *Clio's Consciousness Raised*, a.a.O., 1-22, S. 2. Milwaukee war nur ein Befragungsort in Catherine Beechers Untersuchung, in der mit einer Art Schneeballverfahren der Gesundheitszustand von über tausend Frauen in 79 Gemeinden ermittelt wurde.
- 157 Zu diesen Krankheiten, die wir heute als psychosomatische bezeichnen würden, gehörten neben Menstruationsbeschwerden vor allem Migräne, allgemeine und nervöse Schwäche und nicht zuletzt auch die Hysterie.
- 158 S. Weir Mitchell, zit. in Ehrenreich/English, *For Her Own Good*, a.a.O., S. 93.
- 159 Vgl. dazu den Aufsatz von Carroll Smith-Rosenberg über weibliche Hysterie (in diesem Band S. 276 ff.).

- 160 Zur Geschichte der Hysterie vgl. Esther Fischer-Homberger, „Hysterie und Misogynie – ein Aspekt der Hysteriegeschichte“, in: dies., *Krankheit Frau*, a.a.O., S. 32-48; Ilza Veith, *Hysteria. The History of a Disease*, Chicago 1965. Vgl. auch S. Placzek, *Das Geschlechtsleben der Hysterischen. Eine medizinische, soziologische und forensische Studie*, Bonn 1919.
- 161 Ideler, Vorwort zu: Dubois, *Über das Wesen*, a.a.O., S. LIV/LV.
- 162 R. von Krafft-Ebing, *Lehrbuch der Psychiatrie*, Band II, Stuttgart <sup>2</sup>1883, S. 212.
- 163 Fischer-Homberger, „Hysterie und Misogynie“, a.a.O., S. 42.
- 164 Zit. in Douglas Wood, „The Fashionable Diseases“, a.a.O., S. 7.
- 165 Kraepelin, *Psychiatrie*, a.a.O., S. 439.
- 166 Ebd., S. 429.
- 167 So der Titel eines Buches, das wir leider nicht mehr einsehen konnten: P. Conrad und J. W. Schneider, *Deviance and Medicalization. From Badness to Sickness*, St. Louis 1980. Folgende Arbeiten behandeln das Arzt/Patientinnen-Verhältnis aus eher sozialpsychologischer Sicht: Douglas Wood, „The Fashionable Diseases“, a.a.O.; Barker Benfield, „The Spermatic Economy“, a.a.O., und teilweise auch Smith-Rosenberg, „Weibliche Hysterie“ (in diesem Band). Fischer-Homberger („Hysterie und Misogynie“, a.a.O.) und Smith-Rosenberg/Rosenberg („The Female Animal“, a.a.O.) stellen hingegen die Beziehung zwischen Frau und Arzt in den weiteren Rahmen einer allgemeinen Biologisierung und Medikalisierung der Frau. Ehrenreich/English (*For Her Own Good*, a.a.O.) heben eher den ökonomischen Aspekt hervor, d. h. den Aufstieg der Ärzte mit Hilfe ihrer weiblichen Patientinnen in eine hoch bezahlte und gesellschaftlich anerkannte Berufsgruppe. Zum Bündnis zwischen Arzt und Patientin vgl. S. 43 und die Literaturhinweise in Anmerkung 142. Als informative Literaturübersicht vgl. M. H. Verbruggen, „Women and Medicine in Nineteenth-Century America“, in: *Signs*, 1, 1976, S. 957-972.
- 168 Vgl. Rudolf Lüscher, „Widerstand, Entzug, Versinken“, Ms., Zürich 1978, der in dieser Hinsicht die bürgerliche Familie mit der Gelehrtenrepublik vergleicht.
- 169 In diesen Zusammenhang sind auch die bisweilen drakonischen Therapie-maßnahmen zu stellen, die von psychischen und körperlichen Sanktionen über Mastkuren bis zur Ovariectomie reichten. So verteidigte 1883 ein Arzt dieses „schneidige Vorgehen“ (Kraepelin) nicht aus medizinischen Gründen, sondern hob dessen Disziplinierungserfolg hervor: „Die Patientinnen machen Fortschritte, einige von ihnen sind geheilt [...]. Das sittliche Gefühl der Patientin hebt sich [...]. Sie wird lenkbar, ordentlich, fleißig und sauber.“ Zit. in Ehrenreich/English, *For Her Own Good*, a.a.O., S. 112.
- 170 Damit soll nicht gesagt werden, daß die Hysterie eine ausschließlich weibliche und eine ausschließlich bürgerliche Krankheit gewesen sei. Wenn die Ärzte die Hysterie als Frauenkrankheit betrachteten und zwischen „Weib und Hysterie eine nahe Wahlverwandtschaft“ konstatierten, spielten vermutlich zwei Faktoren zusammen: einmal scheint die Hysterie tatsächlich häufiger bei Frauen als bei Männern aufzutreten zu sein, zum andern könnte auch die Misogynie der Ärzte ihren diagnostischen Blick getrübt haben, wenn ihre Geschlechtsgenossen Symptome dieser „weibischen Krankheit“ erkennen ließen. In ihren Fallgeschichten berichten die Ärzte zwar auch über Hysterie bei Arbeiterinnen, Dienstmädchen und Bäuerinnen, doch sie

diagnostizierten dieses Leiden am häufigsten bei Frauen der städtischen Mittel- und oberen Mittelschicht, vgl. Smith-Rosenberg, „Weibliche Hysterie“, S. 280 f.

- 171 Ideler, a.a.O., S. XLVIII/XLIX.
- 172 Zum Geburtenrückgang in den USA vgl. den Aufsatz von Daniel Scott Smith in diesem Band, „Geburtenbeschränkung, Sexualkontrolle und häuslicher Feminismus“, und die darin angegebene Literatur. Für England vgl. N. Tranter, *Population since the Industrial Revolution - The Case of England and Wales*, London 1973; für Deutschland vgl. John Knodel, *The Decline of Fertility in Germany, 1871-1939*, Princeton 1974.
- 173 Zur frühen Verbreitung malthusianischen Verhaltens in Frankreich vgl. u. a. André Armengaud, *Les français et Malthus*, Paris 1975; J.-L. Flandrin, *Familles. Parenté, maison, sexualité dans l'ancienne société*, Paris 1976; J. Dupaquier und M. Lachiver, „Sur les débuts de la contraception en France ou les deux malthusianismes“, in: *Annales E.S.C.*, 24, 1969, S. 1391-1406; M. Lachiver, „Eheliche Fruchtbarkeit und Geburtenbeschränkung in der Pariser Region“, in: A. E. Imhof (Hrsg.), *Biologie des Menschen in der Geschichte*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1978, S. 199-218.
- 174 Paul Mombert, *Studien zur Bevölkerungsbewegung in Deutschland*, Karlsruhe 1907, S. 129, der sich vor allem mit den schichtspezifischen Fertilitätsunterschieden befaßt. Vgl. dazu auch John W. Innes, *Class Fertility in England and Wales 1876-1934*, Princeton 1938.
- 175 Mombert, *Studien*, a.a.O., S. 169.
- 176 Mombert, a.a.O., der sich dabei auf Grassl, *Blut und Brot. Der Zusammenhang zwischen Biologie und Volkswirtschaft bei der bayerischen Bevölkerung im 19. Jahrhundert*, München 1905, bezieht.
- 177 Vgl. dazu Marie-Louise Janssen-Jurreit, „Sexualreform und Geburtenrückgang – Über die Zusammenhänge zwischen Bevölkerungspolitik und Frauenbewegung um die Jahrhundertwende“, in: A. Kuhn und G. Schneider (Hrsg.), *Frauen in der Geschichte*, Düsseldorf 1979, S. 56-81; Linda Gordon, *Woman's Body, Woman's Right. A Social History of Birth Control in America*, New York 1976, S. 149-158.
- 178 Mit der These, daß der Widerstand der Frauen gegen die körperlichen Belastungen von Schwangerschaft und Geburt und ihr Wunsch nach einem größeren persönlichen Freiraum ein wichtiger Grund für den Geburtenrückgang im 19. Jahrhundert waren, soll die Relevanz männlicher Motive nicht bestritten, sondern die traditionelle ökonomische Interpretation, wie sie z. B. von J. A. und O. Banks in ihrer bekannten Arbeit *Feminism and Family Planning in Victorian England*, Liverpool 1965, vertreten wird, ergänzt werden. Sowohl was Motivation wie auch Methode anbelangt, verschränkten sich männliche und weibliche Erwägungen und trugen gemeinsam zum Geburtenrückgang im 19. Jahrhundert bei.
- 179 Zur Geburtenkontrolle im 19. Jahrhundert vgl. Scott Smith in diesem Band; Gordon, *Woman's Body* a.a.O.; Angus McLaren, *Birth Control in Nineteenth-Century England*, London 1978, und Branca, *Silent Sisterhood*, a.a.O., Kap. 7. Zur Geschichte der Empfängnisverhütung vgl. Norman Himes, *Medical History of Contraception*, New York 1963.
- 180 Die in der Frauenforschung beliebte ‚Gebärstreik‘-These, die den Geburtenrückgang im späten 19. Jahrhundert schlicht auf eine massenweise sexuelle Verweigerung der Frauen reduziert, greift denn auch insofern zu kurz, als sie den Kampf der Frauen für eine sexuelle Selbstkontrolle des Mannes, der im Mittelpunkt der weiblichen Geburtenkontrolle stand,

- nur als eine Marginalie behandelt und auf der Frauenseite allein zu finden glaubt, was viele traditionelle Demographen nicht minder einäugig nur auf der Männerseite suchten.
- 181 Vgl. Degler, *At Odds*, a.a.O., S. 258. Die Methode der periodischen Enthaltsamkeit kann jedoch kaum sehr effektiv gewesen sein, da die Mediziner, die Menstruation und Eisprung als gleichzeitige Ereignisse betrachteten, das Konzeptionsoptimum falsch ansetzten, vgl. dazu Fischer-Homburger, „Krankheit Frau“, in dies., *Krankheit Frau*, a.a.O., S. 68. Ein effektiveres, wenn auch nicht ungefährliches Mittel war die Abtreibung. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam nach den Berechnungen von James C. Mohr, *Abortion in America: The Origins and Evolution of National Policy 1800-1900*, New York 1978, eine Abtreibung auf fünf Geburten. Die Vorstellung, daß das Kind erst zu leben beginnt, wenn sich der Foetus zum ersten Mal bewegt, hielt sich bis Ende des 19. Jahrhunderts und trug, indem sie Frauen zumindest von moralischen Skrupeln entlastete, vermutlich zur hohen Abtreibungsquote mit bei.
- 182 Sarah M. Grimké, „Marriage“, in Auszügen abgedruckt in: Gerda Lerner (Hrsg.), *The Female Experience: An American Documentary*, Indianapolis 1977.
- 183 Zu den frühen Moralisierungskampagnen in den USA vgl. den Aufsatz von Ryan in diesem Band, aus dem auch dieses Zitat stammt. Vgl. auch David J. Pivar, *Purity Crusade: Sexual Morality and Social Control, 1868-1900*, Westport 1973, und Edward S. Bristow, *Vice and Vigilance. Purity Movements in Britain since 1700*, New York 1977.
- 184 Zit. in Carroll Smith-Rosenberg, „Beauty, the Beast and the Militant Woman: A Case Study in Sex Roles and Social Stress in Jacksonian America“, in: *American Quarterly*, 23, 1971, S. 562-584.
- 185 Zur Prostitution im 19. Jahrhundert vgl. die Literaturhinweise in Anmerkung 53.
- 186 Acton, zit. in Marcus, *Umkehrung der Moral*, a.a.O., S. 43.
- 187 Inwieweit bürgerlich-protestantische Frauen die Doktrin weiblicher Trieblosigkeit verinnerlicht hatten und sich tatsächlich lustlos dem ehelichen Beischlaf unterzogen, ist schwierig zu beurteilen. Degler, *At Odds*, a.a.O., Kap. 11, gehört zu den wenigen, die die verbreitete Annahme einer weiblichen Sexualitätsfeindlichkeit anzweifeln, doch auch seine empirischen Belege sind relativ mager. Er stützt sich in seiner Argumentation auf eine 1892 begonnene Untersuchung der amerikanischen Ärztin Clelia Mosher, die 45 Frauen hinsichtlich ihres Sexuallebens befragte und dabei entdeckte, daß die Frauen so frigide nicht waren, wie sie im 19. Jahrhundert beschrieben wurden. Sicher ist jedoch, daß die Frauen selber, sobald sie sich öffentlich äußerten, die (offensichtlich größeren) sexuellen Bedürfnisse des Mannes als widernatürlich anprangerten und damit – wenn auch vielleicht nur aus taktischen Gründen – ein weitgehendes sexuelles Desinteresse der Frau unterstellten.
- 188 Dies eine grobe Vereinfachung der soziologischen Tausch- bzw. Ressourcentheorie. Zu einer kritischen Übersicht der verschiedenen ressourcentheoretischen Konzeptionen vgl. Thomas Held, *Soziologie der ehelichen Machtverhältnisse*, Darmstadt und Neuwied 1978.
- 189 Zur Bewegung für „Freiwillige Mutterschaft“, die es zum „heiligen Recht“ der Frau erklärte, ihren „Gatten zurückzuweisen, wann immer es sein muß“, vgl. Gordon, *Woman's Body*, a.a.O., und dies., „Voluntary Motherhood: The Beginnings of Feminist Birth Control Ideas in the United

States“, in: Hartman/Banner (Hrsg.), *Chlo's Consciousness Raised*, a.a.O., S. 54-71.

- 190 In gewisser Hinsicht schlossen sich die beiden Zielsetzungen der Moralisierungskampagnen jedoch gegenseitig aus: Der Kampf für eine sexuelle Selbstkontrolle des Mannes, der im Dienste der ‚natürlichen‘ Geburtenbeschränkung stand, führte, sofern er erfolgreich war, zu einer Verringerung der sexuellen Nachfrage und unterhöhlte damit die zweite Zielsetzung der Moralisierungskampagnen – die Vergrößerung des intrafamiliären Machtbereichs der Frau mittels einer häuslichen Vermarktung von Sexualität.
- 191 Sigmund Freud, *Brautbriefe. Briefe an Martha Bernays aus den Jahren 1882-1886*, Frankfurt/M. 1968, S. 37 ff.
- 192 Obwohl die sozialen Feministinnen, zu denen auch die Moralreformerinnen gezählt werden müssen, zusammen mit den politischen Feministinnen Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten für Frauen verlangten, zielten ihre Forderungen weniger auf eine gesellschaftliche Integration der Frau als vielmehr auf eine Verbesserung ihrer intrafamiliären Tauschposition. Zu den inhaltlichen und personellen Überschneidungen und Unterschieden zwischen politischen und sozialen Feministinnen vgl. Degler, *At Odds*, a.a.O., S. 347-349.
- 193 Dies zeigt sich besonders deutlich an ihrer ablehnenden Haltung gegenüber der Forderung nach einem Frauenwahlrecht, von dem viele eine Zerstörung der Familie und damit des weiblichen Machtbereiches befürchteten. Erst als die politischen Feministinnen von dem Gleichheitsprinzip abrückten und die Wahlrechtsforderung mit dem kulturellen Auftrag der Frau als Mutter und Gattin legitimierten, änderte sich ihre Haltung.
- 194 Die Kulturkritik der sozialen Feministinnen beschränkte sich nicht auf die Sexualmoral, sondern trug unterschwellig antikapitalistische und anti-technologische Züge. Sie verstanden die Familie als letztes Bollwerk gegen Entfremdung und Versachlichung und betrachteten die Mütterlichkeit der Frau, die sie als biologisches Faktum begriffen, als Grundlage für eine neue, menschlichere Lebensform. Der männlichen Zivilisation stellten sie eine weibliche „Kultur der Mütterlichkeit“ entgegen, dem Gleichheitspostulat die These einer weiblichen Sonderart. Ähnlich dachte auch der gemäßigte Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland, der die Hauptaufgabe der Frau ebenfalls kulturell und defensiv definierte. Die Frau sei heute die, schrieb Helen Lange, „die den letzten, den nach unserer Überzeugung unveräußerlichen Kern der Institution der Familie gegen die see-lenlosen Gewalten der technischen Entwicklung mit Leib und Leben zu schützen hat“. Zit. in Barbara Brick und Christine Woesler, *Maschinerie und Mütterlichkeit*, Ms., Frankfurt 1980.
- 195 Vgl. Cott, *The Bonds of Womanhood*, a.a.O., S. 119 ff.; zur Bedeutung der Vereine: B. Berg, *The Remembered Gate. Origins of American Feminism*, New York 1978, insbes. S. 143 ff.
- 196 Vgl. Albert Salomon, *Fortschritt als Schicksal und Verhängnis. Betrachtungen zum Ursprung der Soziologie*, Stuttgart 1957.
- 197 D. h. *Einmischung* – Titel und Programm eines der wenigen wirklich gescheiterten ‚Frauenbücher‘: Rossana Rossanda, *Einmischung. Gespräche mit Frauen über ihr Verhältnis zu Politik, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Demokratie, Faschismus, Widerstand, Staat, Partei, Revolution, Feminismus*, Frankfurt 1980.